N·G·3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 44 — Sonntag, 3. November 1935

Herbstmelodie

Historische Skizze von S. Droste-Hülshoff.

Nachmittagssonne liegt über dem Wirtschaftshof von Schloß Zelesz. Ein paar Dutzend Gänse schnattern mit weit vorgestreckten Hälsen auf dem Rasenplatz vor dem Verwaltergebäude. Drüben beim Tor hat der alte Inspektor eine magyarisch lebhafte Auseinandersetzung mit einem der gräflichen Kutscher. Hinter den Fenstern der Gesindeküche klappern Mägde mit Blechgeschirr, und eine singt ein schwermütiges ungarisches Volkslied. Franz Schubert bleibt einen Augenblick vor den Fenstern stehen, horcht auf die leidenschaftlich sehnsüchtigen Weisen. Langsam schlendert er in den großen Schloßpark hinüber.

Hier herrscht der Herbst. Es ist so still. Gelbe und rote Blätter rascheln auf allen Wegen. Bei den Buchen neben der Efeuwand, vor der eine weißleuchtende Dianenstatue steht, hat man einen freien Blick auf die Hauptfront des Zeleszer Herrenhauses. Ein paar Fenster sind geöffnet, einige weiße Vorhänge wehen dahinter. Franz Schubert blickt lange hinüber. Vielleicht kommt die Komtesse?

Endlich wendet er sich ab und wandert tiefer in den Park. Er wird nicht mehr lange hier gehen. Die gräfliche Familie Esterhazy will demnächst den Sommeraufenthalt in Zelesz beenden und nach Budapest fahren. Dann ist auch der Klavierlehrer der Komtessen hier überflüssig. Baron Schönstein aus Wien hat sich bereits angemeldet, um noch einige Herbsttage in Zelesz zu verbringen. Wenn dann sein großer Reisewagen wieder westwärts fährt, wird auch Franz Schubert mitreisen, heim nach der Donaustadt. Er hat sich in diesem Zeleszer Sommer oft nach seinen Freunden gesehnt, ist sich manchmal recht einsam vorgekommen. Trotzdem ist der Abschied schwer . . .

Es raschelt hinter einem Gebüsch. Leichte Schritte, — da steht die junge Komtesse Karola lachend mitten auf dem grünen Parkweg. „Franzi . . ."

Eine helle Blutwelle färbt das Gesicht des jungen Musikers. Einen Augenblick sieht es aus, als wolle er die lichte, zierliche Gestalt in seine Arme reißen. Aber dann wird es doch nur eine tiefe Verbeugung, ein formgerechter Handkuß. Seite an Seite schreiten die jungen Menschen in das grüngelbe Dämmer des Parkes. Man redet Gleichgültiges, vom Teenachmittag im Schloß, von der gestrigen Abendgesellschaft. Endlich erzählt Franz Schubert, er habe eine neue Komposition vollendet, eine Sonate in C-dur, ein Grand Duo zum Vierhändigspiel.

„Wie schön!" lächelt die kleine Komteß. „Wann werden wir es spielen?"

„Vielleicht heute abend —?"

Karola nickt erfreut, dann meint sie zögernd: „Sie pflegen Ihren Freunden doch sonst manche Ihrer Kompositionen zu widmen. Warum — warum haben Sie eigentlich mir noch nie eines Ihrer Werke gewidmet?"

„Wozu denn? Ihnen ist ohnehin alles gewidmet!"

Müde klingen die Worte im herbstlichen Park. Karola schweigt, seufzt leise, ganz leicht streichen ihre weichen, warmen Finger über seine herabhängende Hand. Franz Schubert preßt die Lippen zusammen. Scheu streift sein Blick die junge Begleiterin. Sie geht still neben ihm her, ihre Augen blicken nachdenklich, wie schmerzlich suchend in das Herbstbunt der Bäume. Sie trägt ein leichtes Kleid aus duftigem, dünnem Seidenstoff, das eine lichtgrüne Schärpe unter der jungen Brust zusammenhält. Franz Schubert sieht alles genau . . . Es hat ja alles keinen Zweck! Zu abgrundtief ist die Kluft zwischen dem Schulmeistersohn aus Lichtenthal und der jungen hübschen Tochter aus dem Hause der Esterhazy. Eine aussichtslose Sache, mag auch der junge Klavierlehrer ein großer Künsler, ein Genie sein. Hat nicht erst neulich bei der Teegesellschaft die alte Gräfin Esterhazy ihrer Schwägerin gegenüber eine Andeutung gemacht von einem entfernten Verwandten, einem ungarischen Grafen, der Karola sehr zugetan sei und sich wohl diesen Winter mit ihr vermählen werde? Also! Was will da ein Musikant, dessen Werke ihm kaum genug einbringen, um ihn vor dem Hunger zu schützen! Dem Meister Beethoven hat eine Gräfin Therese Brunswick sich verlobt, hat ihn glücklich und unglücklich gemacht. Ja — Beethoven — —

Novembertag

Foto: W. Pfeifer, Neuß

Da liegt die Lichtung mitten im Park, mit dem kleinen Springbrunnen, der träge in sein großes steinumrahmtes Becken plätschert. Oft haben die beiden jungen Menschen schon hier auf dem breiten Steindamm beisammen gesessen. Auch heute lassen sie sich auf dem Lieblingsplatz nieder. Gelbe Blätter treiben auf dem grünlichen Wasser. Beide sind traurig und still. Beide kämpfen heimlich denselben schweren Kampf mit ihrer Neigung.

„Haben Sie 's gewußt?" fragt Franz Schubert endlich. Die drei Worte tropfen schwer in die Stille. Karola versteht sofort, daß er das von der Verwandtschaft ausgeheckte Heiratsprojekt mit dem ungarischen Grafen meint.

„Vor zwei Tagen hat man mir erst von dem — dem — Grafen da unten gesprochen", entgegnet sie leise.

Stumm starren beide in das grüne Wasser. Kreise bilden sich, die weiter und weiter wandern, sich unter den segelnden Blättern verlieren. Plötzlich erhebt Karola den Kopf. Ihre Augen stehen voll Tränen, und mit ungestümer Bewegung wirft sie beide Arme um seinen Hals: „Franzi — mein Franzi — —"

Ihre weichen Lippen pressen sich auf seinen Mund, wieder und wieder. Ihr braunlockiger Kopf ruht für Sekunden an seiner Brust. Doch im nächsten Augenblick reißt sie sich gewaltsam los. Wie gejagt eilt sie den schmalen Parkweg hinab. Eine Biegung — und ihr helles Kleid verschwindet wie ein Lichtstrahl hinter dem Buschwerk. Franz Schubert sitzt allein auf dem steinernen Brunnenrand. Die Sonne ist tiefer gesunken. Plötzlich fühlt er fröstelnd den herben Erdgeruch, die herbstliche Kühle des Abends.

Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällte die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

Rainer Maria Rilke.

Seppl bummelt nach Afrika

Erlebnisse eines Weltfahrers

Von Josef Popfinger

3. Folge.

Die Maschine war startbereit, und der Pilot sprang in den Sitz, gab Kontakt, ich warf den Propeller an — — ruck — — der Motor knatterte! Schnell schwang ich mich in die Maschine, André gab mehr Gas,

die Maschine rollte schwer durch den Sand, und endlich erhob sie sich — — wir flogen!

Zehn Meter — — zwanzig Meter hoch waren wir nun in der Luft; André zog das Höhensteuer, und die Maschine stieg und stieg immer höher. Unter uns breitete sich wieder die unendliche Sahara aus.

Die Sonne stach wie am Tage zuvor sehr heiß hernieder, aber heute saß ich bequem auf meinem Sitz. Alles wäre recht gewesen, aber der unheimliche Durst plagte uns so sehr, daß es fast nicht mehr zum Aushalten war.

Nach einigen Stunden Flugzeit tauchten einige Dörfer auf, und eine Gruppe Araber, die wie Punkte erschienen, bewegten sich langsam auf der Erde.

André gab mir ein Zeichen und lachte dabei. Ich wußte nicht, was er meinte. Die Maschine ging im Sturzflug immer tiefer, und dann brausten wir dicht über den Köpfen der Wüstensöhne hinweg. Sie sprangen vor Schreck auf die Seite oder warfen sich zu Boden. Nach ein paar Sekunden waren wir gelandet.

André sprang aus der Maschine und rannte zu einem der Araber hin, der ihm aus einer Ziegenhaut Wasser zu trinken gab. Ich folgte ihm und trank dann in langen Zügen den göttlichen Trank: Wasser. Hier lernte ich das Wasser erst so richtig schätzen, dieses kostbare Naß, das die Natur uns spendet.

Wir füllten unsere Flaschen, steckten den Eingeborenen einige „Hassan" zu, und schon ging's wieder in die Luft. Nach weiteren 30 Minuten Flugzeit leuchteten uns die weißen Häuser und die Moscheekuppeln Timbuktus entgegen. André kreuzte über der Stadt, und bald landeten wir, nachdem wir unter den größten Strapazen einige tausend Kilometer zurückgelegt hatten.

„Wird er mich jetzt der Polizei übergeben?" war meine bange Frage.

André stieg vom Führersitz und gab mir die Hand:

„Wir waren gemeinsam dem Tode nahe. Das löscht auch deine Schwarzfahrerschuld."

Ich atmete auf, und mit einem herzlichen Händeschütteln verabschiedeten wir uns. Mein Wunsch war erfüllt, ich war in Timbuktu, der jahrhundertealten, buntgewürfelten afrikanischen Handelsstadt.

Auf Kaffernbüffeljagd in Afrika

Am Senegalfluß führte mich der Zufall mit einem holländischen Jagdliebhaber zusammen, der früher viel in Südafrika gejagt hatte, wo jedoch der Wildbestand durch die zunehmende Zivilisation sehr stark abnahm. Joe Knickerbocker reiste mit einem Zelt, einer Hängematte und zwei schwarzen Dienern. Eigentlich hatte er noch einen weißen Jagdgefährten, den er aber wegen Krankwerdens vor einer Woche in einem Negerdorf zurücklassen mußte.

„Können Sie schießen?", fragte mich Mister Knickerbocker, als ich ihm einiges aus meinen Irrfahrten erzählt hatte.

„O ja, wenn man schießt, dann knallt's, soviel kenne ich schon davon", meinte ich, wollte aber nur hinter meinem spaßhaften Ton mein Anfängertum verbergen.

„Na, also", sagte er, „diese zwei schwarzen Hasenfüße, die ich alter Tor mir da aufgeladen habe, rennen weg, wenn man 'ner Heuschrecke begegnet, und ich habe hier in den Steppen Aussicht, das gefährlichste Wild Afrikas zu schießen."

Mir klopfte das Herz.

„Das gefährlichste Wild Afrikas — also Löwen?", fragte ich.

„Löwen kommen an fünfter Stelle, was die Gefährlichkeit anbetrifft", bemerkte er trocken, „Leoparden kommen an vierter Stelle, Elefanten an dritter, Nashörner an zweiter, und an erster Stelle kommt das Tier, das wir jagen wollen: der Kaffernbüffel.

Er ist der wildeste und stärkste aller Büffel der Welt. Er hat gut die dreifache Stärke eines spanischen Arenastieres und die Geschwindigkeit eines guten Reitpferdes. Und dann hat er eine sehr schlechte Angewohnheit, die man bei wilden Tieren äußerst selten trifft: wenn er einen Menschen sieht, läuft er stets in der verkehrten Richtung, nämlich auf ihn zu."

Ich war im Bilde. Ich hatte nur die eine Hoffnung, daß wir diese erfreulichen Tiere nicht finden würden. Denn auch erfahrene Jäger finden in Afrika oft noch lange nicht immer das Wild, das sie schießen wollen. Wir fanden es aber leider doch und mußten erleben, daß der afrikanische Büffel noch andere sehr schlechte Angewohnheiten hat.

Wir waren etwa drei Stunden unterwegs, vier Menschen zusammen, zwei weiße und zwei schwarze. Einer mit Mut im Herzen, drei ohne Mut. Da, wo ein gewaltiger Affenbrotbaum, auch „Andasonia" genannt, am Rande der Steppe, nahe einem sumpfigen Dickicht stand, sah mein Jäger im Busch die Schwänze der Büffel wedeln. Jetzt sah ich sie auch, einer schlug mit den wulstigen Hornschaufeln rückwärts nach einer Bremse oder Fliege, die auf seinem Rücken saß.

Das ist der „Leitstier", wurde ich von Mister Knickerbocker belehrt, „er geht stets als letzter hinter der Herde zur Tränke, um ihr den Rücken zu decken. Wir müssen machen, daß wir hinter den großen Baum kommen.

Wenn der Büffel uns hier auf offenem Feld ‚annimmt', läuft die ganze Herde hinter ihm her, und wir werden zu Apfelmus."

Das waren Aussichten! Wir brachten den Baum zwischen uns und die Herde und beeilten uns, nahe zu kommen. Auch der Wind war günstig, er blies gegen uns.

„Der Baum ist nicht viel wert", sagte mein Jäger, „er ist zu dick. Man kann nicht hinaufklettern, und beim Herumlaufen holt einen der Bursche ein. Aber das ist ein Prachtexemplar, dieser Leitstier da, wir müssen ihn kriegen. Ich schieße zuerst, dann, wenn's schief geht, dann schießen Sie. Halten Sie sich bereit. Wenn die Herde kommt, hinlegen, nicht gerührt, bis sie vorbei ist, sonst sind wir Mus!"

Wir rückten an die Seite des Baumes. Er mochte vier bis fünf Meter Durchmesser haben. Manche von diesen Bäumen haben sogar zehn Meter und mehr im Durchmesser.

Knickerbocker hob die Flinte. Ich glaube, ich hatte jetzt einen erhöhten Pulsschlag. Ich selbst war noch hinter dem Stamm und konnte den Büffel nicht direkt sehen.

„Oder geben Sie mir die Flinte gleich, wenn ich geschossen habe, wenn Sie nicht sicher im Schießen sind", sagte der Jäger noch.

Zweimal schnell hintereinander donnerte seine Büchse, dann zog er sich halb hinter den Baum. Ich hörte einen kurzen, schnaubenden Laut, dann ein Knacken von Zweigen, dann einen hohen, beinahe pfeifenden, heiseren Ton, wie wenn ein Riese nach Luft würgt. Genau der Ton, den wütende Stiere haben, nur dreimal stärker. Mein Lehrmeister griff tastend hinter sich nach meiner Seite.

Ehre, wem Ehre gebührt, dachte ich und wollte ihm meine Flinte reichen. Aber in diesem Augenblick kam etwas, wie von der Tarantel gestochen, hin und her springend wie ein verrückt gewordener Ziegenbock, die furchtbaren Hörner gesenkt, unglaublich schnell um den Baum herum.

„Weg!", schrie der Jäger kurz, und schon sausten wir selbst mit Affengeschwindigkeit um den Baum herum.

Aber gleich darauf stolperte ich über eine der Wurzeln, und die Flinte fiel mir aus der Hand. Vielleicht war es ein Glück, denn der Stier hielt an und besah sich das Ding. Seine Nüstern glühten wie rotes Feuer, seine Augen waren blutunterlaufen, von der Schulter lief deutlich Blut herunter. Wütend scharrte er auf der Flinte herum und stieß danach. Das gab uns Zeit, und jetzt sahen wir, daß eine der großen Wurzeln ziemlich tief unterhöhlt war, grad tief genug, daß sich zwei Menschen darin verkriechen konnten. Schnell wie eine Ratte kroch mein Jäger hinein und schrie mir zu, dasselbe zu tun. Schnell wie die zweite Ratte, schlüpfte ich nach.

„Gott sei Dank!", sagte er außer Atem. Und da kamen sie schon von allen Seiten, heiser brüllend, schnürend und würgend, und Kälber dazwischen. Auch mein Jäger hatte seine Flinte verloren oder fortgeworfen, sie war ja doch leergeschossen!

Jetzt hörten wir eine Stimme hoch aus dem Himmel. Es war das sauberste „Pitschen-Englisch", wie man es nur an der afrikanischen Westküste zu hören bekommt.

„Master, cuhm opp, tree gutt, gutt sefti."

Das kam von dem Baum, auf den man nicht klettern konnte, weil er zu dick und zu glatt war. Die Büffel sammelten sich auf einem Klumpen und blickten mit glühenden Augen nach dem Baum hinauf und zu uns hinunter. Anscheinend waren wir alle entdeckt.

„Das war ein Glück", meinte der Holländer, „wir wären jetzt Brei."

Während die Herde, schnaufend vor Aufregung, dichtgedrängt dastand, machte sich ihr Führer abwechselnd an beiden Gewehren zu schaffen, obwohl das eine ihm doch gar nichts getan hatte. — Büffelverstand! — Jetzt sah die Herde ihm zu. Sie erwartete anscheinend, daß er etwas Entscheidendes in ihrem Interesse tun werde. Und das wußte das Biest, wie es schien, denn plötzlich ließ er von den Schießprügeln ab und kam geradeswegs mit gesenktem Kopf an unser Höhlchen heran.

„Raurücken", sagte mein Jäger, der hinter mir lag

Und das Ungeheuer bohrte seine Schaufelhörner grad vor mir unter die Wurzel.

Was wollte er bloß? Bildete er sich ein, daß er sie losbrechen könnte? Nein, es ging nicht, er merkte es selbst. Jetzt bog er den Kopf bis zwischen die Vorderfüße und versuchte ganz zartfühlend, mich mit einem der kurzen spitzen Seitenhaken an seinem Gehörn irgendwie beim Schlafittchen zu fassen. Die riesigen Hornbuckel grade auf seinem Scheitel kamen mir zum Verzweifeln nahe, aber sie kamen nicht durch. Jetzt hakte er mir richtig in den Rock. Ich stemmte mich fest mit Händen und Füßen. Er schlitzte Anzug und Hemd von oben bis unten auf, so daß ich vor den Glotzaugen sämtlicher „Kuhdamen" aufgeknöpft dalag. Dabei spritzte das Blut des Büffels bei jeder seiner Bewegungen zu uns herab, als wollte er sagen: das habt ihr angerichtet, ihr Jammerkerle.

Die Sache wurde aber noch ernster, als er plötzlich sein breites Maul zu mir hereinschob und versuchte, mich mit Zähnen und Zunge herauszufischen. Dabei blies er mir seinen heißen Atem ins Gesicht. Ich schlug und stieß ihn mit der Faust, die ich frei hatte, in panischem Schrecken auf sein feuchtes Maulwerk. Aber das machte ihm anscheinend gar nichts aus, Wut und Rachbegier hatten ihn völlig von Sinnen gebracht. In diesem Augenblick, als ich mein grausames Ende schon vor mir sah — mit den Füßen getreten und mit den gewaltigen Hörnern in Stücke zerrissen —, streckte sich eine Hand mit einem geöffneten Messer grad über mich weg nach dem Büffel zu, und machte sie ihm einen tiefen Schnitt in die lüsterne Zunge. Das hatte gewirkt! Er fuhr blitzartig zurück und stürzte zu seinen Kühen, die sogleich von seinem Schrecken angesteckt wurden und brüllend in wilder Flucht davonjagten.

„Wir sind gerettet" sagte der Mann, der hinter mir lag.

Aber grad, als er das sagte, hielten die dummen Tiere an, machten wieder Front gegen uns und standen wie versteinert da. Der arme Leitbüffel hielt sich etwas abseits, schleuderte seinen Kopf hin und her, als wollte er den Schmerz in seiner Zunge ausspucken.

Und dann kam er plötzlich wieder daher. Mir kroch der Schrecken durch alle Gebeine.

Sollte der Tanz von neuem beginnen? Diesmal blieb der erzürnte Koloß in einigem Abstand vor uns stehen, stampfte hoch aufgerichtet gegen den Boden, peitschte sich dann mit dem Schweif. Endlich reckte er seinen Hals nach vorn und stieß ein böses Gebrüll hervor, als wollte er uns mit seinem ewigen Fluch überschütten. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß wir als hinterlistige Feiglinge gehandelt hatten. Kamen da von hinten an einen Baum geschlichen und rissen ihm blutige Löcher ins Fleisch, der uns nie etwas zuleide getan und doch nur als treuer Schirmherr, Ehegatte und Vater über seine Herde wachte.

Als er dann endlich doch mit den Seinen von dannen zog, wünschte ich ihm gute Besserung und den Jägern, daß sie mit samt ihrem Pulver irgendwohin auf den Mond gesprengt werden möchten. Meinem Jäger und Lehrmeister aber sagte ich nichts von diesem geheimen Wunsch, sondern schüttelte ihm die Hand und dankte ihm tiefgerührt für die Rettung aus Lebensgefahr. Unsere Neger kamen schließlich auch wieder von ihrem Baum herab. Und sie konnten es gar nicht fassen, daß wir noch da waren, denn sie hatten bestimmt geglaubt, daß uns der Büffel gefressen habe. Zumal, da sie nichts mehr von uns gehört und gesehn, als bis wir wieder aus unserem Versteck herausgekrochen sind.

„Warum habt ihr denn nicht geschossen, als der Büffel hinter uns herlief?" fragte wütend ihr Herr und Meister, „habt ja die Flinten noch immer auf euren Rücken hängen."

„O no, o no — bester Herr", sagten sie beide aus einem Mund, „wenn wir hätten geschossen, er wäre bestimmt heraufgeklettert.

„Helden!" sagte der Holländer, und wir zogen heim.

BLICK IN DIE WELT

Sieger im Wettstricken.

Bei einem Wettstricken, das eine große englische Tageszeitung ausgeschrieben hatte, gewann den ersten Preis der einzige männliche Bewerber, ein irischer Polizeisergeant, dessen Jumper und Bettjacke allgemein als die besten angefertigten Stücke angesehen und demgemäß prämiiert wurden.

Rache der Piraten.

Fong Kwan, der Kapitän des schnellsten chinesischen Zollkreuzers, der sich bei den Schmugglern und Piraten des Gelben Meeres durch seine Strenge verhaßt gemacht hatte, wurde, kurz nachdem er in den Ruhestand getreten war, von einer Bande Schmugglern überfallen, auf einem mit Öl begossenen Holzstoß festgebunden und verbrannt. Die Banditen entkamen in einem Boot.

Arktische Wildschweine.

Wenn Füchse, Bären, Hasen in der Arktis leben können, weshalb sollten nicht auch Schweine sich akklimatisieren können? Diesen Gedankengang hatten die Sowjetrussen, als sie auf der Dironinsel im Karischen Meer eine Schweinefarm gründeten, die die Bewohner der Kohlenstation mit frischem Fleisch versorgen soll. Es zeigte sich in den ersten Monaten, daß die Borstentiere in der Kälte ausgezeichnet Speck ansetzten und sich wohler zu fühlen schienen als im heißen südlichen Rußland. Man erhofft von dieser Rasse „Nordpol-Schwein" große Erfolge.

Der gepfändete Tiger.

Alles, was Basant Singh besaß, hatte das Finanzamt ihm gepfändet, und noch war er mit seinen Steuern im Rückstand. Da fing er eines Morgens in seiner am Dschungelrand aufgestellten Falle einen ausgewachsenen Tiger, der im Keller untergebracht und zum Verkauf angeboten wurde. Kaum hörte der Gerichtsvollzieher von diesem Wertgegenstand, so legte er Beschlag darauf. In aller Eile mußte ein Stall für den Tiger errichtet werden, da der Käfig dem Jäger und Fallensteller als notwendiges Requisit seines Berufes nicht weggenommen werden durfte. Und nun sitzt man ängstlich in den amtlichen Büros, vor denen der Tiger brüllt, und sucht das gefährliche Pfandobjekt um jeden Preis loszuwerden.

Wer kauft einen Stern . . .?

Bei einigen amerikanischen Observatorien scheint sich ein sonderbarer Brauch einzubürgern. Wenn ein neuer Stern entdeckt wird, so fragt man bei reichen Amerikanern an, ob sie gewillt seien, eine bestimmte Summe für die Sternwarte zu stiften, falls man den Stern nach ihnen benennt. Von dieser Möglichkeit, sich ein unvergängliches Denkmal am Himmel zu sichern, sollen bereits einige Dollarfürsten Gebrauch gemacht haben, wobei es dem einen leider passierte, daß „sein" Stern nach einigen Tagen wieder verschwand und nur noch in den Büchern geführt wird. Kein Wunder, wenn der Herr einen Teil der Summe zurückverlangt!

Tokio und der Rohrstock.

Die japanische Kindererziehung ist außerordentlich sanft in ihren Mitteln, und meist genügt schon ein strenges Wort, und das Kind fühlt sich gestraft. In Tokio aber scheinen die Dinge anders zu liegen, denn die Schulen haben sich genötigt gesehen, den Rohrstock einzuführen, um die Autorität der Lehrer sicherzustellen. Wie es heißt, liegt die Schuld an der zunehmenden Dickfälligkeit der Kinder an dem Einfluß der amerikanischen Jugend, die die kleinen Japaner gegen Brauch und Sitte ihrer Heimat störrisch werden läßt und den sonst so tief eingewurzelten Respekt vor dem älteren Menschen verletzt.

Mit Fahrrad und Zelt zum Bodensee

Tagesnotizen einer Neusser Maler- und Poetenreise / Von Dr. Karl Schorn / Nummer 5

Erfindungslust spricht aus der Vielfalt der Giebel in Holz und Stein; doch alles fügt sich zur Einheit. Die Gerberhäuser mit offen ragenden Trockenspeichern entwickeln sogar eine eigene Architektur. Ernst skizziert mit Fleiß. „Zum Streglitzen" heißt ein Gasthaus hier. Wir haben so oft der Verführung der poetischen Namen und kunstreichen Schilder standgehalten. Diesmal tun wir es nicht. Ein Wein muß her. Inzwischen krame ich aus der Erinnerung die Poesie der Wirthausnamen und sinnreichen Schilder zusammen, die uns begegnet sind zwischen Main und Donau, Tauber und Bodensee. „Zur goldenen Gans", „Zum goldenen Falken", „Im goldenen Faß", „Zum goldenen Engel." Und hundert andere Namen mit Goldklang darin. Dann „Zum Greifen", „Zum bunten Ochsen", „Im weißen Cockel", „Zum wilden Mann", „Zu den drei Mohren", „In der Kanne", „In der Bettstelle", „Zu den heiligen drei Königen", „Zum fröhlichen Bauerntanz". Auch dies ein Poesiealbum, illustriert mit der blinkenden, rabenfunkelnden Schnörkelpracht fabulierfroher Schildereien.

Auf dem Heimeg klimmen wir noch zu den Ofnethöhlen hinan. Fünfzehn Jahre sind das schon wieder geworden, seit wir beiden, der Schwager und ich, hier nach Steinzeitmenschenrelikten gebuddelt haben. Die Höhle steht, wie sie damals stand, und schon vor zehn oder zwanzig Tausend Jahren. Die Menschenart, die darin hauste, ist spurlos verschwunden; wie auch wir einmal spurlos verschwunden sein werden. Auch den Ipf da drüben haben sie damals schon so gesehen, wie er seinen Dickkopf schwarz vor den Sonnenuntergang reckt; und viele viele nach uns werden ihn noch sehen, vor ungezählten Sonnenuntergängen stehend.

Am 2. September. Den Nachmittag verbringen wir allesamt draußen auf Schwagers Heide. Tummeln uns wie die Kälber. Und treiben allerhand Steinwurfspiele aus der Kinderzeit. Bis uns die Puste ausgeht. Gesund und müde wie Kinder fallen wir auch in die Betten. Das war ein ganz besonders schöner Tag. Und der letzte ganze hier für dieses Jahr.

Am 3. September. Himmlische Dauerwasserwellen verzögern den Aufbruch bis zum Nachmittag. Eine Regenpause läßt uns bis hinter Steinweiler vorstoßen. Da hat uns das Donnerwetter gepackt, das selbst durch's dichte Dach der Tannen plätschert. Sprungweise arbeiten wir uns vor bis hinter Söhnstätten an der Rauhen Alp. 600 Meter hoch kampieren wir im Fichtenwald. Scheuchen die Krähen aus ihren Schlafbäumen. Den Zelteingang gegen Osten, hoffen wir der Sonne entgegen. Bei Nacht sehe ich die Sterne in den Baumkronen glitzern.

Am 4. September. Die Sterne in der Nacht haben gelogen. Am Morgen regnet es alte Weiber. Hier in der Alp glauben wir uns noch einmal in die Voralpen zurückversetzt zwischen Almen mit Heuschobern und weidenden Kuhherden, während auf den schroffen Höhen sich Nadel- und Laubwald drängt.

Ernst hat die zweite Luftpanne. Dann bin ich an der Reihe. Verfluchte Asphaltssplittstraßen. Und immer noch mal Regen.

Aber dann triumphiert die Sonne. Prächtige dickbauchige Kumulus wallfahrten nach Himmelsblau. Die hundert blitzblanke Spezialfabriken fahren wir entlang, in Orten, die alle auf -ingen ausklingen. Stuttgart sehen wir buntwimmelns auf seinen sieben Hügeln liegen. Auf der Neckarbrücke vor Untertürkheim Vespern wir und spucken den Fischen gekautes Brot in die Mäuler.

Vor Bietigheim kampieren wir in einem Weidendickicht zwischen Schilf und Rohr. Die einzige Zuflucht weit und breit. Ein Wind hat sich aufgemacht, führt nasse Schauern mit. Kaum stand das Zelt, da fing's schon zu tröpfeln an. Aber das Ausruhen nach hundert Kilometer Fahrt ist etwas Himmlisches. So haben wir es eigentlich nur im Kriege gekannt.

Unsere Gemeinschaft bewährt sich prächtig. Eintracht im Großen. Eintracht im Kleinen. Was Wunder, da wir beide auf ein Ziel lossteuern, und das heißt Freude, nichts als Freude. Freude des Schauens, Freude der friedlichen Welteroberer. Nur in einem Punkte gibt es Meinungsverschiedenheiten, nämlich darin, ob wir Glück gehabt haben oder nicht. Als ich z. B. vorhin, als der Regen auf's Zeltdach zu Klopfen anfing, feststellte: „Da haben wir aber Glück gehabt", sah Ernst mich verblüfft an: „Glück gehabt? Hörst du denn nicht, wie das gießt da draußen?" „Ja, eben, und wir sind hier drinnen. Das ist ja gerade das Glück." Da schüttelte Ernst mit dem Kopf. War ihm unfaßbar. Und dabei ist er nicht einmal ein Pessimist; ebenso wenig als ich reinrassiger Optimist.

Am 5. September. Nun muß ich Ernst doch Recht geben: Wir haben Pech gehabt. Gegen drei Uhr in der Nacht ging ein Wolkenbruch nieder. Von unten her kam die Sintflut. Auf bescheidenen Inseln, Ernst auf dem Kochgeschirr, ich auf einer Packtasche, harrten wir der Morgenröte entgegen. Und mußten Obacht geben, daß der Regen uns nicht die Zigaretten auslöschte. Denn zu guter-Letzt drang die Wasserflut auch durch's Zeltdach, das von vielen Fahrten etwas mürbe geworden ist. Ich mußte klein beigeben. Und Ernst triumphierte im Stillen.

Aber am Mittag bricht sieghaft die Sonne durch. Zelt und alle Polinten werden getrocknet, indessen wir ein molliges Schläfchen tun. Also doch Glück gehabt, Ernst! Jawohl. Und versöhnt treffen wir uns in der Mittellage: Pech gehabt, insofern es hätte besser kein können; Glück gehabt, insofern es noch schlimmer hätte kommen können. Zwischen Ersaufen und Gebratenwerden, das wissen wir jetzt, da wohnt das Glück.

Die Kette schöngebauter Bergstädtchen und Burgen reißt nun nicht mehr ab bis Heidelberg. Besigheim, mit einem Rathaus am Berghang gleich einer mächtigen Bürgerburg. Wimpfen, spitzübertürmt auf dem Bergesrücken, mit traumhaft phantastischer Silhouette. Ein Beccioturm, das ist männliche Wehrhaftigkeit; eine schlanke Kirche mit seinen Doppeltürmen, das ist frauliche Frommheit. Das ganze deutsche Mittelalter schaut dich an.

Das Tal wird schroffer, die Landschaft herber um Zwingenburg. Dann wieder Eberbach. Eine ganze Palette ist darüber verschüttet. Dort zelten wir im Seitental in Urwaldstille. Leise sickert der Regen.

Am 6. September. Am Morgen beim Packen überfallen uns schwere Schauern. Das schon abgebrochene Zelt als Dach über den Köpfen haltend überstehen wir sie glimpflich. Flüchten dann unter den Eisenbahndurchlaß. Gegen Zehn lugt die Sonne durch.

Hirschhorn, ein prächtig gebautes verwinkeltes Nest mit festungsartiger Torkirche und Burggemäuer am Hang. Inzwischen sind wir wieder ins Bereich der Rotsandsteinbrüch gekommen. Doch sind die künstlerischen Auswirkungen des schönen Materials hier nicht gar so reich, als an Main und Tauber.

Der Gegenwind schwillt zum Gegensturm an. Und immer wieder Regen. Durch Alt-Heidelberg die Feine müssen wir schieben. Dann am Neckar große Trockenpause. Jetzt vorbei am Mannheimer Riesenschloß. Und Wiedersehen mit Vater Rhein. Durch bandwurmlange Ortschaften mit scheußlichem Backzahnpflaster. Heut haben wir nicht viel geschafft. Vor Frankenthal zelten wir in einem Sandloch. Windschutz haben wir; aber im feuchten Sand liegt es sich hart und kalt wie auf Blei. Am Morgen sind unsere edlen Gestalten wie Gießformen dem Boden eingeprägt. Aber kein Regen fällt in der Nacht. Lange Ketten elektrischer Lampen von Bahn und Industrieanlagen wetteifern mit der Milchstraße droben. Schüchtern lugt auch der Mond zwischen Wolken.

Am 7. September. Der Morgen kommt mit Sonnenschein. Doch der Sturm hält an, treibt graue Wolkenhorden herbei. Das sagenhafte Wormser Münster steht dunkel. Ueber Alzey Aufstieg in die nördliche Pfalz, zwischen riesenlangen Hügelwogen mit vielem Obst und Wein. Hinter Wörrstadt steiler Schleifenanstieg. Und allmächtiger Rundblick. Im Süden der Donnersberg, wie ein Zyklopenamboß im Horizont; im Nord-Westen der Soonwald, Vorwerk des Hunsrück; und gen Norden am Himmelssaum gelagert der langgestreckte Riesenleib des Taunus.

Wie auf Flügeln dann gen Büdesheim ins sonndurchflutete Tal hinab auf die Rheinpforte zu. Wie ein Welttor tut sich bei Bingen zwischen Rochusberg und den Naheberg en das Rheintal auf. Voll fröhlich fleißigen Gewimmels die Ufer; lebendig von Schiffen hinauf und hinab der Strom; uralte Völkerstraße durch ewig jugendliches Land.

In den Weinstädtchen treibt die Ausgelassenheit des Wochenends um. Noch zwanzig Kilometer reißen wir herunter. Dann bauen wir bei Oberwesel, gegenüber dem Bollwerk der Loreley, zum letzten Mal unser Zelt. Hart am Strom auf dickem Rasen. Der Mond steigt hinter violetten Schleiern, wirft eine sprühende Brücke über die Flut. Rot flackert unser Lagerfeuer; unsere Schatten vollführen wilde Tänze über den Kies. Still glimmen die Lichter von Oberwesel und Bacharach. Uns zu Häupten donnert ein Zug. Jetzt singend aus dem Dunkel der Straße droben eine Frauenstimme: „Och Männe, kuck doch emal, e richtig Lagerfeuer. Wie romantisch dat aussieht. Un e Zelt haben se auch bei sich. Da tuen se sicher drin schlafe. Ob dat denn nit ze kald is?" Ich war im Begriff, hinaufzuschreien: „Frau! sed Ehr net von Nüß?" Aber da rief mich Ernst zum Abendkaffee.

Am 8. September. Um Vier aus den Decken und Feuer gemacht. Die Frau hatte Recht; es war wirklich ein wenig kalt. Um Sechs rollen wir ab. Und Sprung für Sprung geht es jetzt 160 Kilometer den Rhein hinab. Boppart-Koblenz-Andernach-Remagen-Godesberg-Wesseling-Köln Mühlheimer Brücke. An jeder Station Zehnminutenpause für Imbiß oder Zigarette. In Worringen wird noch einmal getankt und ein Honigkakao gemixt; der letzte von vielen. Dann Endspurt nach Sankt Quirinusstadt.

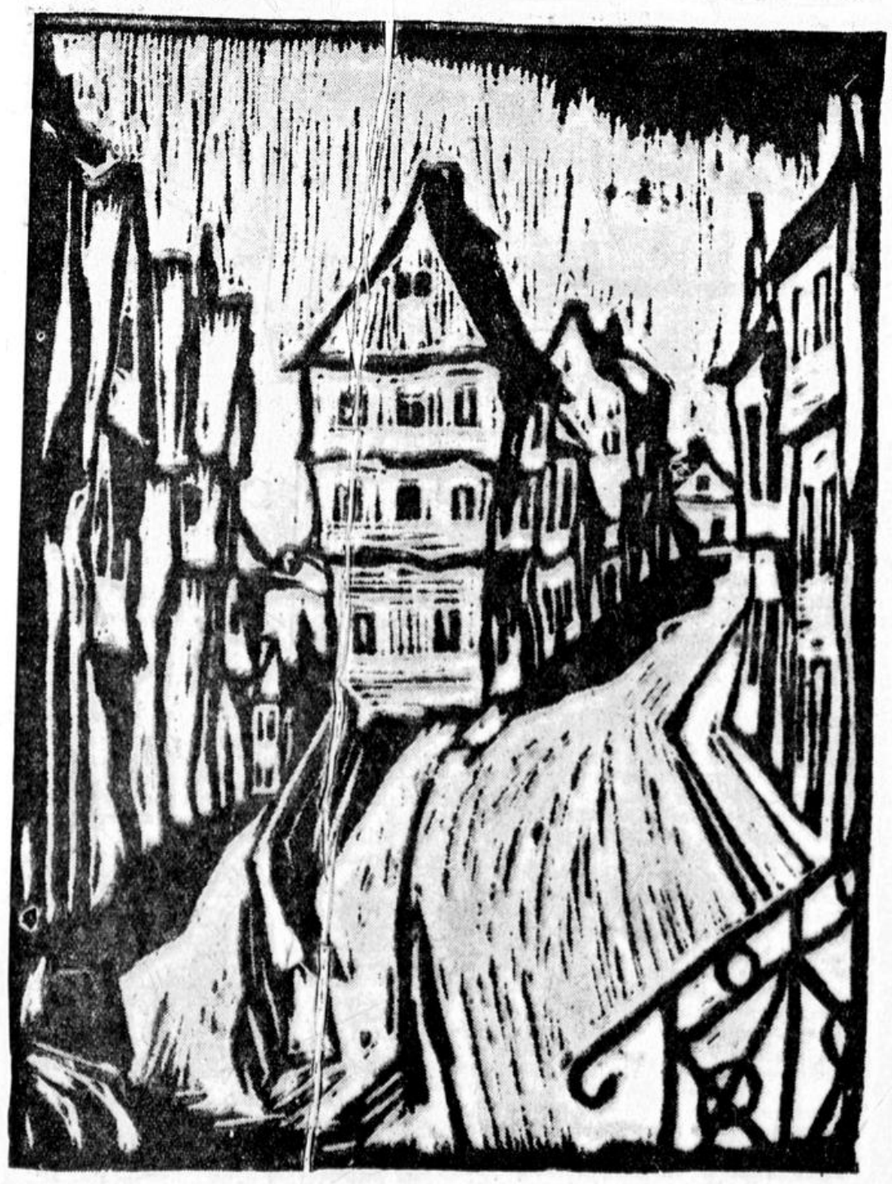
Auf der Höhe von Stüttgen wird er sichtbar, der Stadtpatron, dunkel vor verblassendem Abendhimmel. Vor Grimlinghausen schiebt sich der Pfeilergiebel der Neußer Rheinbrücke in den Horizont. Und dann steht der Turmdreizack des Obertors als schwarze Silhouette im grünlich verdämmernden Frühnachthimmel. Guten Muts schieben wir unsere Rosse den heimischen Ställen zu, und denken im lieben Federbett einen langen tiefen Schlaf zu tun.

Am 9. September. Ich ziehe die Summe.

Zurückgelegte Strecke: An die zweitausend Kilometer.
Aufgewendete Zeit: Rund fünf Wochen.
Generalunkosten: 46 Reichsmark und 80 Pfennige.
Endergebnis: 5 Wochen Freude, 5 Wochen Freiheit, und eine von Grund aus erfrischte, tief satt getrunkene Seele.

War das nicht billig?

— Ende. —



Besigheim am Neckar — Linolschnitt von E. Fonk

Er wünschte einen Sarg aus Pappe . . .

In England besteht von altersher der uns sonderbar anmutende Rechtsbrauch, gerichtlich eröffnete Testamente der Allgemeinheit bekanntzugeben. In den englischen Zeitungen bilden Nachrichten über „Testamente und Vermächtnisse" eine ständige Rubrik. Doch es werden zumeist nur kurze Auszüge veröffentlicht: Mitteilungen über den Wert der Nachlässe und die Namen der Erben sowie der mit letztwilligen Zuwendungen bedachten milden Stiftungen.

Mitunter aber geht man weiter, besonders dann, wenn sich testamentarische Verfügungen durch Originalität auszeichnen. Nun hat es in England niemals an Originalen gemangelt; es finden sich in englischen Testamenten häufig höchst seltsame Bestimmungen. Aussetzung von Pensionen für Lieblingshunde und Lieblingspapageien sind gang und gäbe. Auch werden an den Antritt eines Erbes öfters sehr schwer erfüllbare und abwegige Bedingungen geknüpft. Vor einigen Jahren hatte ein schwerreicher Fabrikant seinen einzigen Sohn zum Universalerben eingesetzt, jedoch mit der Maßgabe, daß der Sohn nur dann die Erbschaft antreten dürfe, wenn er zuvor die Ritterwürde — den persönlichen Adelsstand eines „Sir" — erlangt habe. Andernfalls sollten milde Stiftungen, denen die einstweilige Nutznießung zugesprochen war, den gesamten Nachlaß zum Eigentum erhalten. Einer Anfechtungsklage des Sohnes blieb der Erfolg versagt. Ist doch England das klassische Land der schier schrankenlosen Testierfreiheit, wo außer einem nur für unbewegliches Eigentum geltenden Wittumsrecht keinerlei Pflichtteilsrechte bestehen.

Vor kurzem aber wurde in den großen Londoner Zeitungen unter der erwähnten Rubrik eine letztwillige Verfügung von großer Absonderlichkeit veröffentlicht. Ein hochbetagt verstorbener Lehrer hinterließ seiner Witwe sein gesamtes Vermögen unter der Bedingung, daß unbedingt vor seiner Beerdigung eine gerichtliche Leichenschau abgehalten werde, um die Todesursache mit zweifelsfreier Genauigkeit festzustellen. Des weiteren wünschte er, mit seines Vaters Schlafrock, als Mantel eines guten und großen Mannes, angetan, eingesargt zu werden. Endlich fand sich in dem Testament noch die Anordnung: „Ich wünsche, daß mein Sarg aus Papiermaché oder einem sonstigen möglichst leichten und möglichst billigen Stoffe gefertigt und mit Griffen aus Eisen oder Stahl, keinesfalls aber solchen aus Messing, versehen werde . . ."

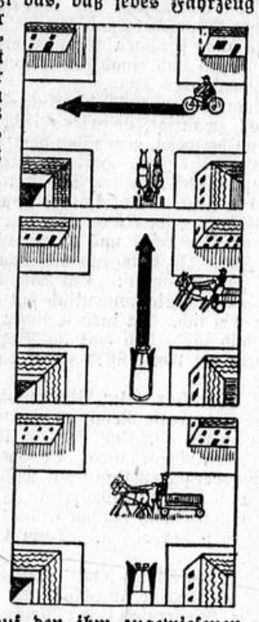
Unnötig!

Als Friedrich der Große Dresden besetzt hatte, wandelte man das Haus des sächsischen Staatsministers Graf v. Brühl in ein Wachthaus um. Dabei fand man in der Garderobe des Grafen eine ganze Kammer voll Perücken. Friedrich sah sich persönlich das Haus und die Aenderungen, die man vorhatte, an, und als er in die Kammer trat und alle die Perücken sah, bemerkte er: „Wieviel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat!"

Wann werden die Verkehrsunfälle aufhören

Wenn jeder Verkehrsteilnehmer die RStrVO. beachtet — Was verlangt die RStrVO.?

„Jeder Teilnehmer am öffentlichen Verkehr hat sich so zu verhalten, daß er keinen anderen schädigt, oder mehr als nach den Umständen unvereinbar behindert oder belästigt" sagt § 25 der Reichs-Straßenverkehrs-Ordnung (RStrVO.). Das ist der Grundsatz, nach dem sich alle Straßenbenutzer zu richten haben. Für die Fahrzeugführer heißt das, daß jedes Fahrzeug nur auf der Fahrbahn fahren muß. Ist eine Straße für einzelne Arten des Verkehrs erkennbar bestimmt, so ist



Die Vorfahrt des Fuhrwerks: 1. Straßen und Fahrzeuge gleichberechtigt: Vorfahrt des Radfahrers von rechts. 2. Straßen gleichberechtigt, Fahrzeuge nicht gleichberechtigt. Vorfahrt des Kraftwagens von links: 3. Straßen gleichberechtigt, Fahrzeuge nicht gleichberechtigt aber das Fuhrwerk schon auf der Kreuzung: Vorfahrt des Fuhrwerks.

dieser Verkehr auf den ihm zugewiesenen Straßenteil beschränkt, der übrige Verkehr hiervon ausgeschlossen. Demnach müssen Radfahrer, wo ein Radfahrweg als solcher gekennzeichnet ist, diesen Weg benutzen und dürfen nicht auf der anderen Fahrbahn fahren. Die Geschwindigkeit eines jeden Fahrzeuges ist so einzurichten, daß nötigenfalls rechtzeitig angehalten werden kann. An Haltestellen von Straßenbahnen hat der Führer, wenn die Fahrgäste auf seiner Fahrbahn ein- und aussteigen müssen, langsam und in angemessenem Abstande vorbeizufahren und nötigenfalls anzuhalten. Jeder Verkehrsteilnehmer hat deutlich hörbare Warnzeichen zu geben,

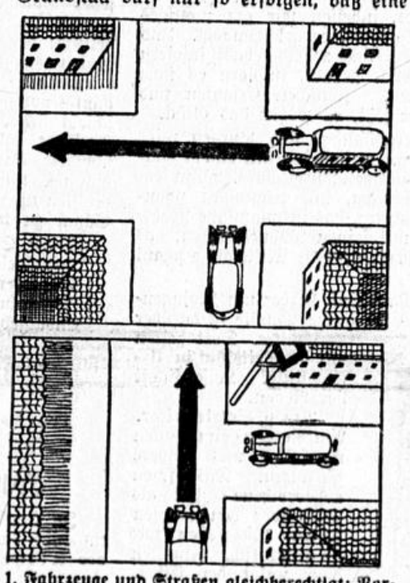
Auf- und Abspringen während der Fahrt ist verboten.

wenn durch das Herannahen des Fahrzeuges andere Verkehrsteilnehmer gefährdet werden können. Auch die Absicht des Überholens darf durch Warnzeichen kundgegeben werden. Der Eingeholte gibt durch Einhalten der äußersten rechten Seite und möglichst durch ein sichtbares Zeichen zu erkennen, daß er sich überholen lassen will. Es ist verboten, zu anderen Zwecken und mehr als nötig, die Warnvorrichtungen zu benutzen. Insbesondere dann nicht, wenn dadurch Tiere beunruhigt werden.

Im Fahrverkehr ist der weitere Grundsatz vor allem strengstens zu beachten: **Immer rechts fahren, rechts ausweichen und links überholen!** Mit einer Ausnahme: Die Straßenbahn wird immer rechts überholt, nur wem dies aus Raummangel nicht möglich, und in Einbahnstraßen links. Schienenfahrzeugen darf bei Raummangel auch links ausgewichen werden. Das Anfahren und Halten von Fahrzeugen ist, soweit nicht besondere Umstände entgegenstehen, nur auf der rechten Seite der Fahrstraße gestattet, mit Ausnahme von Einbahnstraßen, auf denen links angehalten und gefahren werden kann.

Was heißt Rechtsfahren? Der Gesetzgeber will, daß das am langsamsten sich fortbewegende Fahrzeug am weitesten rechts fährt, damit die schnelleren Fahrzeuge nicht behindert werden. Das Recht zur Benutzung der Straßenmitte haben die Kraftfahrer nur dann, wenn sie sich schneller fortbewegen als andere Verkehrsteilnehmer, wenn sie solche überholen wollen oder wenn die rechte Seite aus schwerwiegenden Gründen nicht befahrbar.

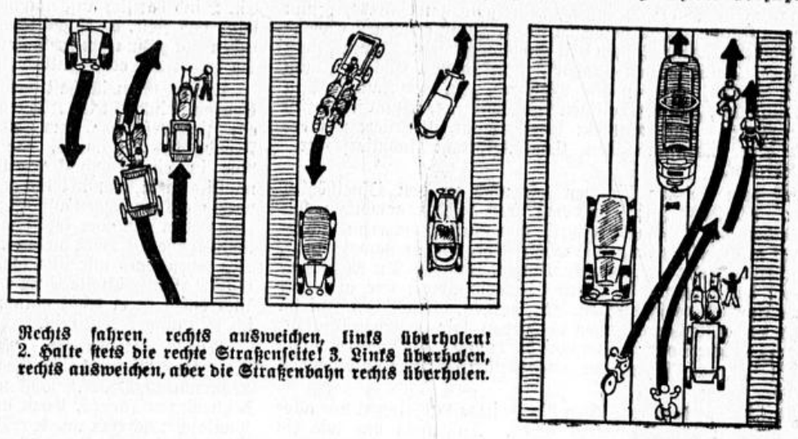
Wer die Richtung ändern will, hat dies anderen Verkehrsteilnehmern anzuzeigen, entweder durch den Winker oder durch eine entsprechend lange und sichtbare Handbewegung. Beim Einbiegen in eine andere Straße ist nach rechts ein enger, nach links ein weiter Bogen auszuführen. Die Einfahrt und Ausfahrt von Fahrzeugen in ein Grundstück oder aus einem Grundstück darf nur so erfolgen, daß eine



1. Fahrzeuge und Straßen gleichberechtigt: Vorfahrt des Kraftwagens von rechts; 2. bis 5. Nicht gleichberechtigte Straßen, gleichberechtigte Fahrzeuge: Vorfahrt des Kraftwagens auf der Hauptverkehrsstraße, Straße erster Ordnung, auf der Fernverkehrsstraße und der bevorrechtigten Straße von links.

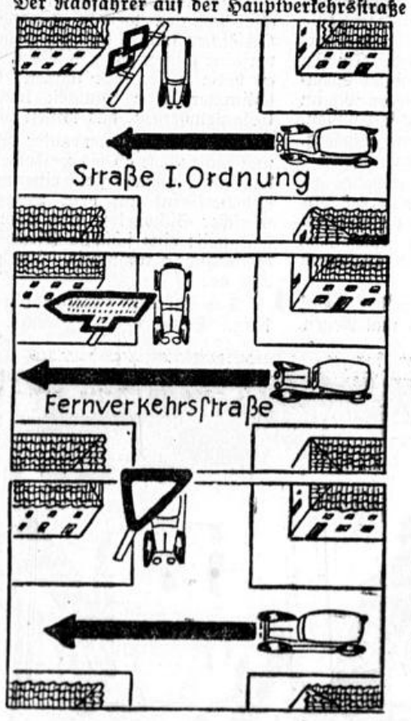
Gefährdung des Straßenverkehrs ausgeschlossen ist.

Viel Unklarheit besteht noch über das Vorfahrtrecht. Diese Unklarheit trägt ein gutes Teil Schuld an den Verkehrsunfällen. Grundsätzlich steht die Vorfahrt an Kreuzungen und Einmündungen demjenigen Verkehrsteilnehmer zu, der von rechts kommt. Mit einer wichtigen Ausnahme: Kraftfahrzeuge und Schienenbahnen sind bevorrechtigt gegenüber allen anderen Verkehrsteilnehmern, auch dann, wenn sie von links kommen. Befindet sich aber ein langsam beweglicher Verkehrsteilnehmer schon in der Kreuzung, wenn das Kraftfahrzeug oder die Straßenbahn erst an der Kreuzung eintreffen, dann gilt das Vorfahrtrecht für die Bevorrechtigten nicht mehr, denn sonst müßte der langsame Verkehrsteilnehmer in der Kreuzung halten. Das Vorrecht von Kraftfahrzeug und Schienenbahn wird wieder durch zwei Ausnahmen eingeschränkt: Wenn durch amtliche Verkehrszeichen eine andere Regelung getroffen wird. Solche Verkehrszeichen sind die Schilder für Fernverkehrsstraßen, Hauptverkehrsstraßen, Straßen erster Ordnung,



Rechts fahren, rechts ausweichen, links überholen! 2. Halte stets die rechte Straßenseite! 3. Links überholen, rechts ausweichen, aber die Straßenbahn rechts überholen.

sowie das Schild: „Vorfahrt, Achtung!" Wer sich auf einer Hauptverkehrsstraße bewegt, hat die Vorfahrt gegenüber allen Verkehrsteilnehmern auf den Nebenwegen. Der Radfahrer auf der Hauptverkehrsstraße



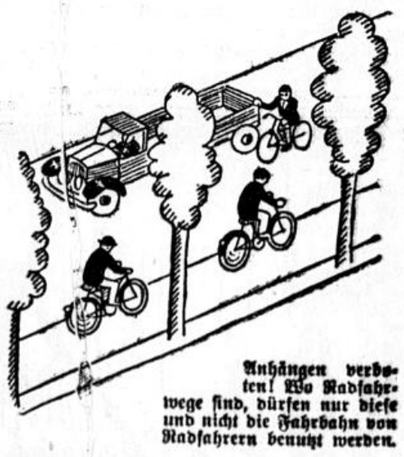
ist also gegenüber auch dem aus rechten Nebenstraßen kommenden Kraftfahrzeugen und Schienenbahnen vorfahrtberechtigt. Wird jedoch eine Hauptverkehrsstraße durch das bekannte, auf der Spitze stehende Dreieck abgeriegelt, so wird die Vorfahrt aufgehoben. Das ist der Fall, wenn sich zwei gleichwertige Straßen kreuzen; dann tritt wieder das Grundprinzip in Kraft: Der von rechts Kommende hat die Vorfahrt, Kraftfahrzeuge und Schienenbahnen vor Radfahrern und Fuhrwerken auch von links. Die Vorfahrt kann ferner eingeschränkt werden durch Verkehrszeichen oder Zeichen von Polizeibeamten.

Fuhrwerke sollen ebenfalls die äußerste rechte Straßenseite benutzen und die Vorschriften über das Ausweichen und Anhalten beachten. Die Pferdefuhrwerke müssen leicht lenkbar und mit einer gutwirkenden Bremse versehen sein. Bei Dunkelheit oder starkem Nebel müssen sie — was immer noch zuwenig beachtet wird — nach vorn ihre seitliche Begrenzung erkennbar machen und Lampen führen, die ihre Fahrbahn ausreichend beleuchten. Jedes Lastfahrzeug hat einen Rückspiegel zu führen. Der Führer muß seinen Platz so wählen, daß er ausreichende Sicht hat. Auch der Führer eines Fuhrwerkes soll beim Abbiegen und Anhalten und dann Zeichen geben, wenn er sich überholen lassen will.

Die Vorschriften über Rücklicht oder Rückstrahler gelten auch für Radfahrer. Auch sein Fahrzeug soll sich in verkehrs- und betriebssicherem Zustande befinden (Bremsen! Die einwandfrei wirkende Rücktrittbremse genügt). Auch vom Radfahrer wird ausreichende Beleuchtung des Fahrrades gefordert; die Lampen dürfen nicht blenden, sie müssen aber hell genug sein. Auch der Radfahrer muß wie die anderen Fahrzeugführer zuverlässig und nüchtern sein, er hat ebenfalls seine Geschwindigkeit so einzurichten, daß nötigenfalls rechtzeitig angehalten werden kann. Für ihn gelten ebenfalls die Vorschriften: Rechts fahren, rechts ausweichen und links überholen! Er hat die Warnungszeichen und Überholungszeichen zu geben und muß auf die Vorfahrt achten. In Straßen erster Ordnung darf er genau so wenig wie die anderen Fahrzeuge wenden. Es ist auch dem Radfahrer verboten, nebeneinander zu fahren, wenn der Verkehr behindert wird. Der Radfahrer muß auf jeden Fall beim Fahren die Füße auf den Trekkurbeln und die Hände an der Lenkstange lassen.

Das Anhängen an andere Fahrzeuge ist verboten. Ebensowenig darf er Handwagen an das Fahrrad binden; es ist verboten, von fahrenden Fahrrädern aus Vieh zu führen oder Gegenstände zu befördern, die den Verkehr stören.

Für den Fußgänger bleibt nur zu fordern übrig, daß er sich nur dort bewegt,

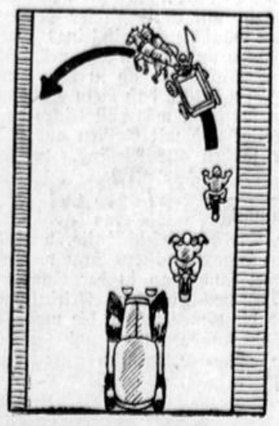


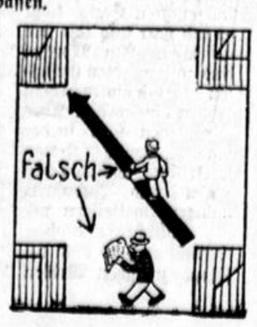
Anhängen verboten! Wo Radfahrwege sind, dürfen nur diese und nicht die Fahrbahn von Radfahrern benutzt werden.

wo er hingehört: Auf dem Bürgersteig und die Fahrbahnen nur in gerader Richtung, von Ecke zu Ecke, schnellstens überquert, wenn es der übrige Verkehr gestattet.

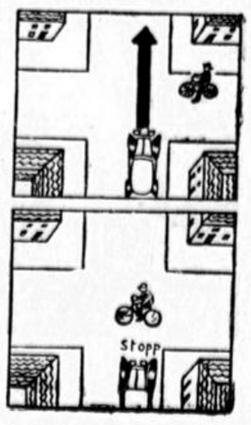
Wenn diese Vorschriften der Reichs-Straßenverkehrs-Ordnung von allen Verkehrsteilnehmern beachtet werden, ferner die anderen, die für den Zustand der Fahrzeuge verpflichtende Richtlinien geben, dann wird die Unfallkurve nicht ansteigen, sondern sinken. Notwendig ist, daß man die Reichs-Straßenverkehrs-Ordnung kennt. Jedem Verkehrsteilnehmer wird diese Kenntnis sozusagen spielend vermittelt durch das Buch „Gib acht!" Die Verkehrsvorschriften der Reichs-Straßenverkehrs-Ordnung, herausgegeben von Dr. jur. F. A. Schifferer. In dem Büchlein ist alles fließend gestaltet und fast vergnüglich dargestellt. 100 Buntbilder von Rud. vom Andt machen den Text verständlich. Das Büchlein, dem wir mit Genehmigung des Verlages Texte und Bilder entnahmen, ist im Bildgut-Verlag, Essen, erschienen.

P. Deparade.





1. Wenden auf der Hauptverkehrsstraße für alle Fahrzeuge verboten, das langsamste Fahrzeug fährt am weitesten rechts. 2. Nebeneinanderfahren, akrobatische Kunststücke und Anhängen von Handwagen an Fahrräder verboten. 3. Der Fußgänger muß von einer Straßenseite zur anderen die Straße rechtwinklig überqueren, er darf nicht die Diagonale benutzen und soll aufpassen.



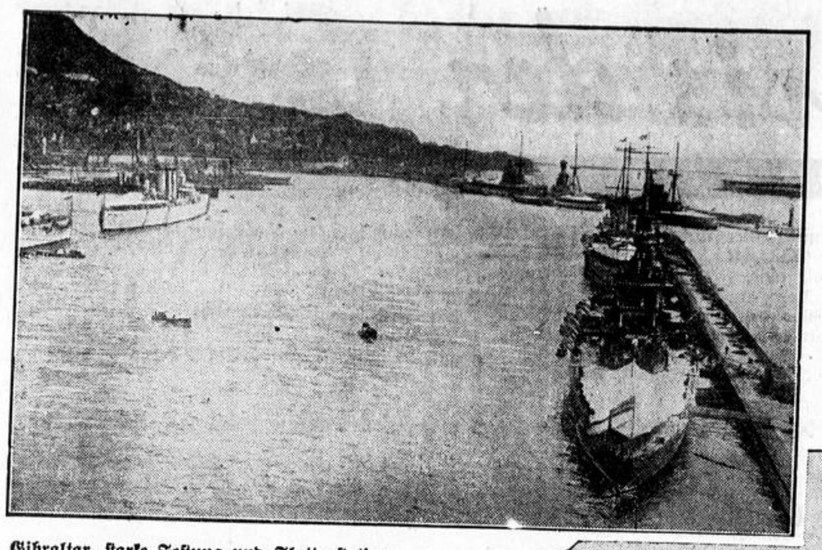
Der Radfahrer an Kreuzungen. 1. Gleichberechtigte Straßen, gleichberechtigte Fahrzeuge: Vorfahrt des Kraftwagens von links: 2. Straßen gleichberechtigt, Fahrzeuge nicht gleichberechtigt, aber der Radfahrer schon auf der Kreuzung: Vorfahrt des Radfahrers.

Beherrscht England das Mittelmeer?

Der Weg nach Afrika

Gibraltar, das Tor — Malta, Europas stärkster Platz

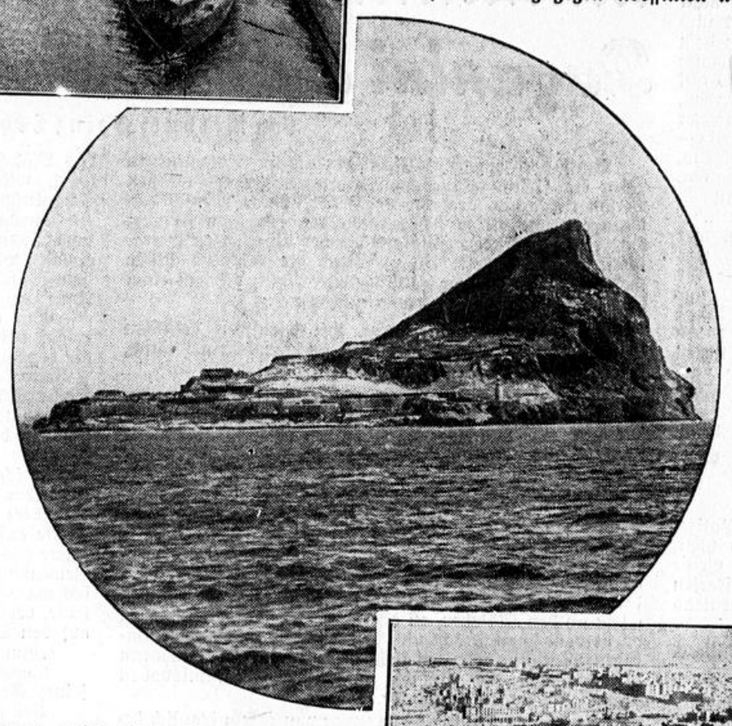
Zu Zeiten politischer Ruhe hat England im Mittelmeer 120 Schiffseinheiten versammelt. Die durch den italienisch-abessinischen Konflikt hervorgerufene Spannung zwischen England und Italien hat zu erheblichen Verstärkungen der britischen Mittelmeerflotte geführt; anstatt 120 befinden sich jetzt 144 Schiffseinheiten im Mittelmeer, wobei der Zuwachs von 24 fast ausschließlich auf Großkampfschiffe, Kreuzer und U-Boote entfällt. Die Position Englands im Mittelmeer beruht auf drei Pfeilern: Gibraltar, Malta, Ägypten und — denken wir uns die Linie verlängert bis an die Küste Ostafrikas — Aden. Italien weiß, was das für seine Kolonialpläne bedeutet: Ohne freie, gesicherte Straßen nach Ostafrika ist ein Krieg gegen Abessinien nicht denkbar. Diese Straßen beherrscht England.



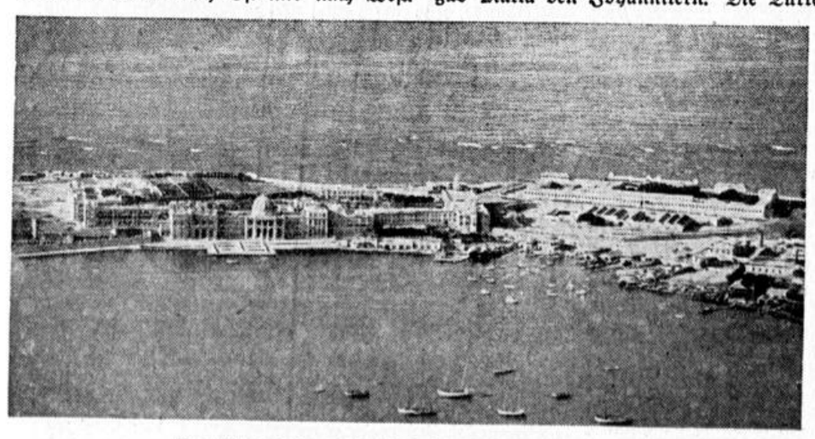
Gibraltar, starke Festung und Flottenstation.

Gibraltar ist seit den ältesten Zeiten erkannt worden als die Brücke zwischen Europa und Afrika, aber auch als südlichste Bastion Europas gegen den schwarzen Erdteil. Die Römer gründeten hier eine Kolonie; über Gibraltar ergoß sich die Flut der Mauren nach Spanien hinein. Hier errichteten die Araber eine Festung. Um Gibraltar kämpften Mauren und Spanier Jahrhunderte hindurch, und erst die endgültige Vertreibung der Mauren von europäischem Boden brachte die Spanier in den Besitz dieses Felsens. Als die spanische Seeherrschaft zerfiel, wurde Gibraltar wieder das Ziel anderer Staaten. Die Holländer unternahmen einen Angriff und wurden zurückgeschlagen. Dann erwachte die Begehrlichkeit Englands. Schon Cromwell wollte durch einen Handstreich vollendete Tatsachen schaffen. Es vergingen noch 50 Jahre. Während des spanischen Erbfolgekrieges nahmen 2400 Mann englischer und holländischer Truppen die veraltete Festung, die von 150 Mann verteidigt wurde. Seit 1783 ist der Felsen unumstrittener Besitz Englands. Er wurde Zeuge des größten Sieges Englands, als Nelson bei Cap Trafalgar die französische Flotte und damit die französische Seeherrschaft zerschlug.

Bis zum Jahre 1869 war Gibraltar nur der Schlüssel zum Mittelmeer. Eine wichtige Aufgabe; aber seit der Suezkanal eröffnet wurde, beherrschte der Felsen den Weg nach dem Indischen Ozean, d. h. nach Ostafrika, Indien und dem Fernen Osten. Mit der Bedeutung wuchs die Zahl der Kanonen. Heute steht auf Gibraltar von der Südspitze bis zum Nordende ein Langrohrgeschütz neben dem anderen; sie beherrschen die Meerenge nicht nur der Breite nach, sondern auch in ihrer ganzen Länge: je 60 Kilometer nach Ost und nach West.



Drohend erhebt sich der Felsen Gibraltar.



Von Alexandria aus beeinflußt England Ägypten.

Die britische Kronkolonie Gibraltar ist mit fünf Quadratkilometer die kleinste Kolonie Großbritanniens. Aber sie ist politisch die wertvollste. 3500 Mann Besatzung wachen ständig über ihre Sicherheit. Hafen und Dockanlagen sind ein starker Rückhalt der im Mittelmeer stationierten Schiffe. Drohend erhebt sich dieser 425 Meter hohe Felsklotz aus dem Meere.

*

Gibraltar der Schlüssel zum Mittelmeer, Malta die Basis der britischen Mittelmeerflotte. Als Bonaparte im Jahre 1798 die Insel nahm, sagte er stolz: „Mit Malta haben wir den stärksten Platz Europas in der Hand." Bonaparte erfreute sich dieses Besitzes nur zwei Jahre, denn schon im Jahre 1800 wurde die Insel von den Engländern besetzt. Freilich verpflichtete sich England im Frieden zu Amiens (1802) zur Rückgabe der Insel an den Malteserorden; aber obgleich Napoleon bestrebt war, den verhaßten Feind von diesem starken Platz herunterzudrängen, vergaßen die Engländer die Rückgabe, und der Wiener Kongreß sanktionierte die schon damals zum Requisit der Politik gehörende vollendete Tatsache: seit 1814 ist Malta britische Kolonie. Malta — der stärkste Platz Europas.

Nicht erst Napoleon hat die Bedeutung der Insel erkannt. Schon vor Christi kämpften Griechen, Karthager und Römer um ihren Besitz. Später saßen dort in bunter Reihe Vandalen, Goten, Römer, Araber, Normannen, Deutsche. Kaiser Karl V. übergab Malta den Johannitern. Die Türken berannten die Insel, doch blieb sie bis zur Besetzung durch Bonaparte im Besitz der Johanniter, die ihren Orden nun Malteser nannten.

England hatte gleich Napoleon die Bedeutung Maltas erkannt: Sie beherrschte damals das Zentrum des Mittelmeerraumes. Die Kolonisierung Nordafrikas gab Malta eine Schlüsselstellung, und nach der Eröffnung des Suezkanals wurde die Insel eine der wichtigsten militärischen Etappen auf dem Seewege nach Indien. Heute ist der größte Teil der britischen Mittelmeerflotte in Malta stationiert. Schwimmdocks und Reparaturwerkstätten, Magazine und Werften liegen in La Valetta, Kohlenlager, Munitionsdepots und Öltanks. 10 000 Mann zählt die Besatzung in normalen Zeiten. Wie Gibraltar wurde auch Malta stark befestigt. Die wildzerklüftete Küste, die nur an der Nordostküste geeignete Häfen hat, ist übersät mit Batterien. Stahlnetze schützen den Hafen gegen U-Boote.

Noch vor einigen Jahren war Malta keine reine Freude für England. Was einst ihren Besitz so wertvoll machte, die kurze Entfernung nach Sizilien und Nordafrika, war zur Bedrohung geworden. Flugzeuge konnten von Sizilien in 30 Minuten über Malta erscheinen und die riesigen militärischen Anlagen mit Bomben belegen. England hat auch dieses Problem gelöst: Malta ist systematisch zu einer Flugbasis erster Ordnung ausgebaut worden.

*

Während Kanonen Gibraltar und Suez sichern, blieb der Suezkanal in diesem Sinne ungeschützt. Dafür schuf die englische Politik andere Sicherungen. Im Jahre 1882, nachdem sie die Mehrheit der Aktien der Suezkanal-Gesellschaft aufgekauft hatten, landeten die Engländer in Alexandria. Die Durchdringung Ägyptens begann. Ägypten ist niemals Kolonie oder Dominion geworden. Jedoch hat England seit der Besetzung Alexandrias auch nie seinen Einfluß in Ägypten verloren. Es besetzte den Sudan, und die englische Politik brachte Arabien und Mesopotamien unter ihre Kontrolle.

Man weiß nicht, ob diese Sicherung so stark und so ausdauernd sein wird wie der Ausbau der Festungen Gibraltar und Malta, aber heute muß mit der Tatsache gerechnet werden, daß der Suezkanal ein Tor zum Mittelmeer und aus dem Mittelmeer ist, das nicht weniger geschlossen werden kann als die Meerenge von Gibraltar.

Erwähnt man in diesem Zusammenhang noch, daß England im Jahre 1920 Cypern besetzt und dort eine Flottenstation eingerichtet hat und in den letzten Jahren daran geht, Haifa stärker in das Verteidigungssystem im östlichen Mittelmeer einzubeziehen, so wird klar, daß die Einfahrt zum Suezkanal niemals ohne den Willen Englands gesperrt, aber auch nicht frei sein wird.

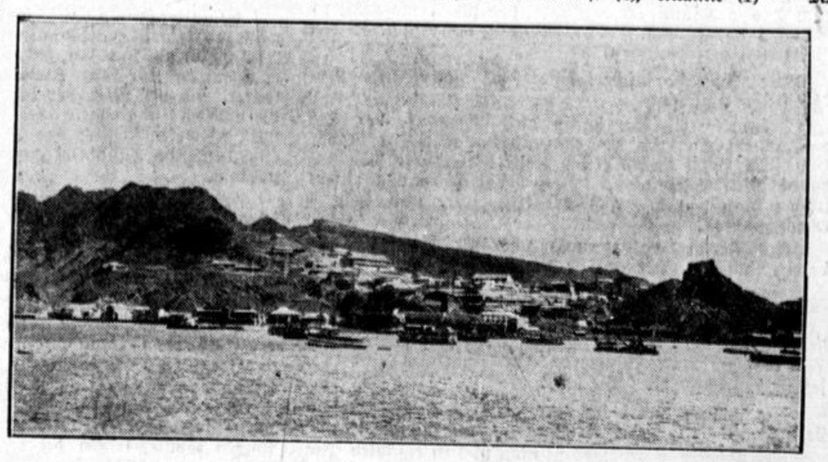
*

Im Jahre 1839 besetzte England die kahle Halbinsel Aden. Aden zeichnet sich durch nichts weiter aus als durch kahle Felsen, sengende Hitze und Wassermangel. Verständnis für diese Besetzung fand England nicht, man glaubte, daß es ein Ausfluß des Größenwahns der Engländer sei, der keinen Flecken auf der nichteuropäischen Erde sehen könne, über dem nicht die britische Flagge wehe. England hat seine überseeischen Besitzungen und Stützpunkte systematisch ausgebaut. Aden war damals die Brücke von Indien zum afrikanischen Kontinent. Als der Bau des Suezkanals vollendet war, stieg die Bedeutung Adens gewaltig. Aus dem Vorposten Indiens wurde das südliche Tor zum Kanal. Wie auf Gibraltar und Malta entstanden hier Befestigungen, Aden wurde Flottenstation. Nicht so stark besetzt wie die Mittelmeerstation, aber stark genug, um dem Willen Englands Geltung zu verschaffen.

Gibraltar — Malta — Suez — Aden, eine Linie, und wenn es sein muß, eine Drohung und wahrscheinlich ein unüberwindbares Hindernis. **Paul Deparade.**

Die britische Mittelmeerflotte hat ihren Hauptstützpunkt in La Valetta auf Malta.

Photo: Scherl Bilderdienst (4), Atlantik (1) — M.



Aden beherrscht das Rote Meer.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

Elmers hatte jetzt Fernanda einen kleinen Vorsprung abgerungen, den er bis in den Hedjas behielt. Er gelangte vierundzwanzig Stunden früher als Fernanda in Djidda an. Hier hatte er etwas Pech. Er erweckte aus unbekannten Gründen den Verdacht der Behörden und wurde festgenommen. Man ließ ihn bereits am nächsten Tage frei. Elmers entdeckte den Inder mit dem wiedergefundenen Augenlicht nur wenige Minuten später als die inzwischen in Djidda angelangte Fernanda. Er folgte den beiden, und durch das Fenster der kleinen Werkstatt sah er, daß Fernanda das Papier in der Geige nicht vorfand. — Auch Elmers kehrte nach Berlin zurück und ging — es war der nächstliegende Weg — erneut zu dem Geigenbauer. Nach der erhaltenen Auskunft wollte Elmers natürlich nach Ungarn. Er befand sich bereits auf dem Bahnhof, als er, ohne von ihr gesehen zu werden, Fernanda erblickte. Er hörte, wie sie den Gepäckträger beauftragte, ihre Koffer in den direkten Wagen Berlin—Athen zu tragen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, beschloß Elmers, sich Fernanda an die Fersen zu heften. Er machte es sehr geschickt, und hatte sogar bald entdeckt, daß Fernanda noch von einem zweiten Manne „beschattet" wurde. Er hatte natürlich keine Ahnung, wer Hunzul war, den er zum ersten Male im Leben sah. Als Hunzul in Athen Fernandas Spur verlor, folgte ihr Elmers in einem zweiten Auto. Er war heimlicher Zeuge von Fernandas Zusammenkunft mit dem Griechen Stawropulos, der, wie Fernanda noch am selben Abend erfahren sollte, im Auftrage Olivas handelte. Elmers folgte ihnen und sah, wie Stawropulos Fernanda nach dem Steinbruch lockte. Elmers wartete vorsichtshalber eine Stunde, dann ging er an die Befreiung von Fernanda. — Hier unterbrach Fernanda seine Erzählung.

„Und Sie kamen mir aus reiner Menschenfreundlichkeit zu Hilfe?"

Elmers lachte.

„Nicht ganz. Ich hätte Sie viel lieber der Polizei übergeben, da ich Sie doch für eine Hochstaplerin hielt. Aber ich mußte mir sagen, der sicherste Weg, die Geige und das Papier zu finden, war, mich an Ihre Fersen zu heften. Denn ich war überzeugt, daß Sie bedeutend mehr wußten als ich . . ."

Fernanda lächelte und bat den Maler, fortzufahren.

Es war nicht mehr viel zu berichten. Nachdem Elmers Fernanda auf dem Weg zu dem Tabakhändler Avrimides gefolgt war und in dessen Kontor durch einen Gewaltstreich der Geige sich bemächtigt hatte, mußte er sich überzeugen, daß er auch diesmal auf einer falschen Fährte war. Zumindest dachte er dies. Er sandte dem Tabakhändler die Geige zurück und kehrte geschlagen heim nach Berlin.

Als Frau Abelhausen und der Maler sich von Holmes-Smigula und Fernanda verabschiedeten, sagte die Witwe liebenswürdig:

„Ich hoffe, Sie beide recht bald bei uns wiederzusehen." Dabei sah sie den Maler merkwürdig lächelnd an.

Kaum waren die beiden gegangen, griff Holmes-Smigula nach einem schmalen Streifen Papier, das auf seinem Schreibtisch lag. Er reichte es Fernanda. Sie sah, es war ein Scheck mit einer hohen fünfstelligen Zahl.

„Die Hälfte gehört Ihnen", sagte wiehernd der Direktor.

Fernanda wollte protestieren. Holmes-Smigula schnitt ihr mit seiner Erklärung jedes Wort ab: „Es ist der ausdrückliche Wunsch von Frau Abelhausen!"

Dann, als fiele es ihm jetzt erst ein, fuhr er fort: „Inspektor Kremer möchte Sie dringend sprechen!"

Zwei Stunden später traf Fernanda den Kriminalbeamten.

„Gratuliere, Kollegin!" rief Kremer wohlgelaunt. „Und was ich Ihnen zu berichten habe, wird Sie bestimmt interessieren. Eine Menge Verhaftungen. Vor allem die von Briener. Wir haben ihn durch einen Zufall erwischt. Der Kerl hatte fünftausend Mark bei sich, und das Geld war nicht einmal gestohlen. Näheres kann Ihr Chef Ihnen erzählen. Durch Brieners Aussagen hat auch die Polizei in Prag Arbeit bekommen. Vier Männer wurden von ihr verhaftet. Darunter ein gewisser Albatros Noel, uns nur allzu gut bekannt, und ein Peter Hunzul, der zugab, auf Sie im Orientexpreß den Überfall begangen zu haben. Und schließlich haben wir auch das geheimnisvolle Quartett der Madame Oliva Blanche, wenn auch noch nicht ganz vollzählig. Oliva ist spurlos verschwunden!"

Der Inspektor überreichte Fernanda einen verschlossenen Umschlag.

Fernanda riß ihn hastig auf. „Jemand, der Sie anbetet, erwartet Sie heute abend um acht Uhr in der Halle des Hotel Bristol." So lautete die kurze, diesmal handschriftliche Botschaft. Noch bevor Fernanda etwas fragen konnte, erhob sich der Inspektor, und lachend verschwand er.

Als Fernanda kurz nach acht Uhr die Hotelhalle betrat, kam ein Herr auf sie zugeschritten.

„Walter!" rief sie und wurde rot.

Walter Warwick hielt ihre Hand fest und sagte mit strahlendem Gesicht: „Ja, Walter Warwick, oder, wenn Sie wollen, Felix Bauwers, Ihr unbekannter Briefschreiber, jemand, der Sie . . ."

Sie ließ ihn nicht beenden. „Erzählen Sie!" befahl sie mit gut geheuchelter Strenge.

Sie nahmen Platz. „Es ist nicht viel zu erzählen. Im Auftrage der Intelligence-Service, des englischen Geheimdienstes, war ich einige Monate einer der Vier. Meine Mission, die mit Ihrem Papier nichts zu tun hatte, verpflichtete mich zum Schweigen. Leider auch Ihnen gegenüber. Sind Sie mir böse, Fernanda . . .?"

Als Fernanda am nächsten Tage, ein letztes Mal vor Antritt ihres Urlaubs, das Büro des Detektivinstituts Holmes betrat, empfing sie Holmes-Smigula mit einem höllischen Wiehern.

„Was fehlt Ihnen, Direktor?" fragte Fernanda, betont harmlos.

„Oh, gar nichts, Fernanda! Ich freue mich bloß, daß Sie so vergnügt aussehen. Ich vermute, Sie haben etwas Freudiges erfahren . . ."

Fernanda antwortete nicht. Und da fragte Herr Holmes-Smigula heimtückisch: „Fernanda, ob Sie dieser bestimmte ‚Jemand' noch anbetet?"

„Ich will es hoffen", antwortete lächelnd Fernanda.

— Ende. —

Paganini und die Schankwirtstochter

Von Arthur-Heinz Lehmann

Einst gab der geniale Geigenkünstler Paganini in Wien eins seiner glanzvollen Konzerte. Obwohl er den Beifall liebte und brauchte wie jeder andere Mensch das tägliche Brot, entzog sich der Meister nach dem Konzert bald den stürmischen Huldigungen der begeisterten Gesellschaft und schlenderte einsam durch die nächtlich stillen Gassen Wiens, bis ihn flotte, heitere Musik, die aus einer kleinen Weinschankstube drang, anlockte.

Er betrat den dumpfigen, mit Menschen gefüllten Raum und ließ sich, kaum beachtet, an einem kleinen Tisch, der nahe am Schanktisch stand, nieder.

Prüfend schaute er in die Schar der eng zusammensitzenden Gäste, die sich an der Musik, dem Wein und aneinander selbst erfreuten, denn kaum ein Mann war da, der nicht ein schmuckes, lustig lachendes Weiblein zur Seite hatte.

Paganini fand einige Mädchen heraus, die mit ihrer Einfalt und natürlichen Einfachheit anmutig und unbewußt kokettierten. In dem Meister, dessen ungeheure schöpferische Elastizität sich stetig an den Reizen rasch wechselnder Liebesabenteuer neu spannte, kam daher bald der Wunsch auf, seine Künstlermagie an diesen Gästen, vor allem an den Mädchen, zu erproben. Er wußte wohl, daß er, obwohl schon Tracht und Aussehen ihn als ungewöhnlichen Menschen erkennen ließen, weniger als Mann denn als Künstler, die Frauen in seinen geheimnisvollen Bann zu schlagen vermochte.

Paganinis bleiches Gesicht war von einem ironisch belustigten, siegesbewußten Ausdruck beherrscht, der sich um so stärker ausprägte, je länger er seine Blicke von einem begehrenswerten Mädchen zum anderen schweifen ließ. Zwar würde ihm keines Anregungen für Geist und Gemüt zu geben vermögen, doch ihn reizte es, heute ein Abenteuer zu erleben, bei dem es kein preziöses Getändel geben sollte, sondern nur ein frisches Wagen und Gewinnen.

Während seines Umherblickens hatte Paganini nicht bemerkt, daß ihm ein Glas Wein auf den Tisch gestellt worden war. Er schaute zum Schanktisch, hinter dem ein beleibter, älterer Mann herumhantierte, dessen Kleidung ihn als den Wirt kennzeichnete. Neben ihm am Spülbecken wusch ein Mädchen, in dessen glänzendem, rötlichblondem Haar sich das schwache Licht des Raumes zu fangen schien. Als sich das Mädchen aufrichtete, blickte Paganini in ein Antlitz von seltenem Reiz. Der Glanz des Haares wurde jetzt vom Leuchten der strahlendweißen Gesichtsfarbe fast aufgehoben. Das frische Rot der vollen Lippen zog brennend seine Augen an.

Dieses Mädchen, das die Tochter des Wirtes zu sein schien, war höchstens achtzehn Jahre alt und übertraf alle anderen im Gastraum an Schönheit des Gesichts und schlanker Formen. Es zog alle heißen Wünsche des Meisters auf sich, dessen empfindsame Nerven von einer fiebernden Verwirrung befallen wurden. Er trank den Wein auf einen Zug aus, dann erhob er sich und trat, sich durch die engen Stuhlreihen zwängend, an das niedrige Podium der Musikanten, die sich und ihren Instrumenten gerade eine Pause gönnten.

Paganini sprach wenige Worte mit dem Geiger, der den berühmten Künstler sogleich erkannte, und erhielt dessen Violine. Mit einem Schritt war der Meister auf dem Podium. Ein Strich über die Saiten ließ die Unterhaltung im Wirtsraum verstummen. Dann setzte Paganini an zu einer ungarischen Weise, deren jagender Rhythmus, durch des Meisters Erregung gleichsam befeuert, die überrascht lauschenden Gäste fast bis zur Atemlosigkeit in seinen Bann schlug.

Glasklirren und plätscherndes Geräusch ließ Paganini während seines Spiels aufhorchen. Er wandte sich zum Schanktisch hin und sah, daß das Mädchen, für das allein er eigentlich seine ganze Kunst aufbot, teilnahmslos Gläser spülte. Als der Wirt, der im Banne der Klänge dastand, die nackten Unterarme hinterm Schürzenlatz, des Meisters Blick bemerkte, stieß er das Mädchen an und lenkte durch eine deutende Handbewegung dessen Augen zum Musikpodium.

Als Paganini dem Blick des Mädchens begegnete, erschrak er, weil er den Ausdruck qualvoll-glückseliger Spannung, den Widerschein der hinreißenden Klangwirkung darin vergeblich suchte. Unwirsch riß er einige das Spiel beendende Striche über die Saiten.

Ein Jubel brach los, dessen Gewalt schier die niedrige Enge der Schankstube zu sprengen schien. Der Geiger schrie vor freudiger Verwunderung ganz außer sich:

„Daß i dees erleb'! So a Freid! Solchene zaubrischen Kläng' aus meiner alt'n Violin'!"

Als der Lärm abebbte, da die Gäste an einer Bewegung Paganinis zu erkennen glaubten, daß er weiterspielen wollte, trafen die schallenden Laute, welche des Wirtes großflächige Hände erzeugten, allein noch an sein Ohr. Paganini biß sich ärgerlich auf die Unterlippe, denn das Mädchen, völlig unberührt von Spiel und Beifallsjubel, wischte mit einem Lappen die nasse Platte des Schanktisches trocken.

Einem plötzlichen Entschluß folgend, schritt Paganini vom Podium herunter dicht an den Schanktisch. Während er aller Blicke mit sich zog, richtete sich das Mädchen erst vom Spülbecken auf, als es des Meisters unmittelbare Nähe bemerkte.

Eine anscheinend verständnislose Verwunderung las er aus des Mädchens Augen, das er, der Sieggewohnte, in die Gewalt seines Willens zwingen wollte. Niemals war Paganini auf solchen Widerstand gestoßen. Weniger schmerzte ihn die Wunde, die seiner verletzten Eitelkeit geschlagen war, als das geheimnisvolle Ahnen der Machtlosigkeit, das diesem Mädchen gegenüber lähmend in ihm aufkam.

Er schwang die Geige unters Kinn. Gerade wollte der Wirt ihm anscheinend ein paar Worte sagen, aber da setzte Paganini schon an. Er bot sein berühmtes Meisterstück, er spielte auf einer einzigen Saite. Bei den ersten Strichen folgte das Mädchen hinterm Schanktisch aufmerksam seinen Bewegungen. Als der Meister aber sehen mußte, wie es sich umwandte zum Regal und einige Gläser darauf absetzte, verließ ihn alle Beherrschung. Er schlug die Violine auf den Schanktisch, daß sie zersplitterte.

„Zum Teufel, warum hört sie nicht?"

Paganinis erregte Stimme überschlug sich. Die Blässe seines Gesichts hatte sich zu dunklem Rot verfärbt.

Völlig unberührt von dem unerhörten Vorfall rückte das Mädchen, noch immer dem zornbebenden Paganini den Rücken zuwendend, die Gläserreihe im Regal zurecht. Der erschrockene Wirt stammelte aus seiner Verwirrung heraus:

„Wann Eier Gnad'n mei' Tochter mein'? — S' kann ja nix dafür, weil s' halt — weil s' halt — taubstumm is!"

Nach einer Weile des Schweigens, in der er wieder Fassung gewonnen hatte, sagte der Meister, eine Anzahl großer Silbermünzen auf den Schanktisch legend, mit tonloser Stimme:

„Für die Geige!"

Dann brach er in ein gellendes Lachen aus, das jäh wieder abbrach. Den Kopf mit dem wirren, feuchten Haar tief gesenkt, verließ Paganini unsicheren Schrittes die Wirtsstube, und die Gäste, die sein Gesicht in der Nähe sahen, erkannten, daß Tränen aus seinen Augen quollen . . .

Lokalpatriotismus

Ein Mädchen aus einer kleinen Stadt kommt nach Berlin als Stubenmädchen. In den ersten Tagen ihres Berliner Aufenthaltes ruft sie, erschreckt über ein heftiges Gewitter, der Köchin zu: „Nein, solch ein Wetter haben wir doch nicht bei uns in L."

Die Köchin aber, eine echte Berlinerin, versetzt darauf: „Wat Sie sich denken. In Ihrem kleinen Neste können ja die Gewitter nicht so groß sein wie hier in der Hauptstadt."

Die vergessenen Schlüssel

Miß Julia Virginia Laxington brachte dieser Tage große Aufregung unter die Passagiere des Dampfers „Adelaide" hervor, der zur Abfahrt nach Australien bereit am Kai von Southampton lag. Sie bemerkte, als sie ihre Sachen in die Kabine einräumte, daß sie ihr Schlüsselbund mit den Schlüsseln zu sämtlichen Koffern und zu ihrer Haustür im Londoner Hotel liegen gelassen hatte. Schleunigst rief sie das Hotel an, beauftragte dann einen Piloten mit der Abholung und Überbringung des Schlüsselbundes, und während schon die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt des Schiffes getroffen wurden, Miß Laxington ungeduldig auf dem Deck umherirrte, die Passagiere gefühllos Wetten über Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens abschlossen, erscholl plötzlich das Donnern von Motoren, über den Dächern am Hafen tauchte ein Flugzeug auf, eine Maschine strich dicht über das Heck des Schiffes und ein Päckchen fiel klappernd nieder — die Schlüssel waren da.

Hayden — nicht Haydn

Ein riesiges Planetarium wurde dieser Tage in New York eröffnet, das nach seinem Spender den Namen Hayden-Planetarium erhielt. Der Bau kostete über zwei Millionen Mark, und die von Zeiß-Jena gelieferte Apparatur erforderte weitere 600 000 Mark. Der Andrang war schon in den ersten Tagen sehr stark, und die Konstruktion, die übrigens weit mehr als die Vorgänge an diesem künstlichen Himmel zu interessieren schienen, wurde außerordentlich bewundert. Wahrscheinlich wird man daraufhin eine besondere Besichtigungszeit für die so außerordentlich präzis wirkende kunstvolle Maschinerie anordnen.

Unpolitische Chronik

Neuß, 3. November 1935

Der November ist vorbeigekommen

Nun haben wir auch schon wieder den vorletzten Monat des Jahres gepackt; da wäre es also an der Zeit, ein bißchen wehmütig zu werden und hinter dem dem Ende zuneigenden Jahre eine Träne herkullern zu lassen; denn die „schöne" Zeit ist nun herum, und um des Herd's gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner. Die Sorgen um Kohlen, Kartoffeln und warme Kleidung stehen im Vordergrunde häuslicher Ueberlegung, und das nicht nur für uns selbst, sondern auch für die, die diese Fragen nicht aus eigenen Mitteln regeln können. Wieder beweist ganz Deutschland, daß seine Bewohner nicht egoistisch denken, sondern auch ein Herz für die Not der anderen haben. Und solche Erkenntnis ist immer besonders wohltuend, wenn der späte Herbst und der frühe Winter ihre Rechte anmelden. Ganz leise deutet sich dann auch schon das leuchtende Ende des Jahres an, Advent und Vorweihnachtszeit, die nicht nur für unsere Kinder besonders reiche und schöne Zeiten sind. Doch darüber will der unpolitische Chronist lieber heute doch noch nicht sprechen. Es ist noch manche Woche bis dahin, aber es ist doch gut, daß man zuweilen und zeitig daran denkt.

Mittlerweile sind wir in der Entrümpelung in Neuß schon ziemlich weit fortgeschritten; diese Feststellung hat eigentlich mit besonderen novemberlichen Betrachtungen nichts zu tun; aber sie hat auch doch wieder damit zu tun, nämlich insofern, als gerade die Entrümpelung eine große und schöne Gelegenheit ist, noch etwas besonders für die Notleidenden zu unternehmen; besonders willkommen sind in solchem Falle nämlich die Entdeckungen, die alte Betten, Möbelstücke und warme Kleidung (die den Besitzern nur noch gut genug waren, sie auf den Söller zu stellen) zu Tage fördern. Die meisten, die jeden Abend in das eigene Bett steigen, wissen nämlich nicht viel davon, daß es immer noch Menschen, besonders Kinder, gibt, (auch in unserer Stadt) die kein eigenes Bett haben, die gar einen Stuhl, einen Tisch oder sonst ein bescheidenes Möbelstück als eine wertvolle Bereicherung ihrer Wohnung ansehen. Da dies so ist, wird sich sicher mancher leicht von solchen Dingen trennen, wenn sie nur noch gut genug sind, auf dem Speicher herumzuliegen. Für alle diese Dinge ist die NSV sehr dankbar; sie hat besondere Werkstätten dafür eingerichtet, die Dinge, soweit sie unbrauchbar sind, wieder in einen guten Zustand zu versetzen und sie dann neuer Bestimmung zuzuführen. In diesem Werk wird sie sicher allgemeine Hilfe und Unterstützung finden; Neuß hat sich in Zeiten der Not immer so glänzend gerade auf diesem Gebiete bewährt, daß es wohl nur eines kleinen Hinweises bedarf, um auch hier Hilfe zu schaffen. Auch noch einigermaßen brauchbare und flickbare Bettwäsche ist willkommen, Kleider, die man doch schließlich immer noch einmal herrichten kann, und die immer noch gut genug sind, vor der Kälte und vor Wintersnot zu schützen.

* * *

„Die lieben Radfahrer"

Der unpolitische Chronist hat wieder einmal einen Brief bekommen, zu dem nicht viel zu sagen ist; wir wollen ihn hier auf sich selber stellen:

„Lieber Diaz!

Sie haben erst kürzlich auf die ihnen eigene Weise das umfassende Geständnis abgelegt, daß Sie sich zu den Radfahrern zählen, obwohl sie im Augenblick nicht im Besitze eines derartigen Instrumentes seien, da Sie in der guten Hoffnung leben, vom Christkind ein Fahrrad geschenkt zu bekommen, so wird man sie wohl bald wieder in der Reihe der Aktiven sehen können; damit würden Sie allerdings wahrscheinlich mein „Feind" werden, wenigstens insofern, als ich als „berufsmäßiger" Autofahrer (nicht als Rennfahrer natürlich!) in jedem Radfahrer — mit nur ganz wenigen Ausnahmen —Mitmenschen sehe, die mir — bewußt oder unbewußt! — nach dem Leben trachten. Daß Sie sich so warm für Radfahrwege einsetzen, rechne ich Ihnen besonders hoch an, und ich hoffe, daß die Sache mit den Radfahrwegen bald allgemein in Ordnung gehen möchte.

Seitdem es den Radfahrvereinen erlaubt ist, zu zweien zu fahren, (zu zweien nebeneinander auf der Straße, natürlich!) habe ich stark das Gefühl, daß alle Radfahrer seitdem in Radfahrvereinen sind; wenigstens tun sie so, indem sie durchweg, wenn ihnen nur eben Gelegenheit dazu geboten ist, eben zu zweien nebeneinander fahren. Namentlich draußen auf den Landstraßen scheint der Schmerz der Einsamkeit des Allein- und Einzelfahrens so groß zu sein, daß man sich mit dem besten Willen nicht dazu entschließen kann. Sie wissen, daß ich nie nach der Polizei rufe, und ich will es auch in diesem Falle nicht tun; ich rufe vielmehr nach Vernunft! Die Unfallstatistiken sprechen doch eine zu deutliche Sprache. Weder der Autofahrer, noch der Radfahrer, noch der Motorradfahrer, weder der Fuhrmann, der Fußgänger oder sonstwer sind einzeln allein schuldig, daß es so ist; erst wenn wir alle gemeinsam uns bessern, wird es besser werden auf diesem Gebiete, ohne daß die Polizei immer wieder einzugreifen braucht. Gewiß, es wird immer wieder Außenseiter geben, die ihr eigenes Leben und das ihrer Mitmenschen gering achten; aber es sollen dann auch wirklich nur Außenseiter sein! Wir, das Gros, wollen uns doch immer wieder versprechen, daß wir uns bessern und ändern wollen. Dann wird es schließlich gut gehen mit dem Verkehr, wenn er sich auch noch so sehr steigert. Darauf muß immer wieder hingewiesen werden."

Indem der Chronist diesen sicher sehr gutgemeinten Brief abdruckt, will er für diese Woche auf diesem Gebiete seine Pflicht getan haben.

* * *

„Wiederhören mit . . ."

Einer unserer Leser schreibt uns die folgende Erinnerung an seine Gymnasial-Zeit:

„Dieser Tage habe ich noch einmal „meinen" früheren Schulchor gehört, den Chor des staatlichen Gymnasiums; das war bei einer Veranstaltung zum Besten der Winterhilfe. Und wenn man als „Ehemaliger" so dabeisitzt, dann fällt einem allerhand ein, und man konnte die erfreuliche Feststellung machen, daß die Tradition in guten Händen ist. Man kann diesen Chor nicht hören, ohne an die Zeiten von Vater Rolf zu denken, den wir respektloserweise „Aehzebuck" nannten. Damals war sein Schulchor eine Neußer Berühmtheit, die er sich und uns viel Zeit kosten ließ. Das ist so rund 20—25 Jahre her, aber dieser Schulchor hat einen großen Anteil daran, daß die Erinnerungen an die „Penne" so lebendig sind. Es war eine Auszeichnung, im Chor mitsingen zu dürfen, und die Schulfeiern jener Zeit lebten mehr oder weniger von diesen gesanglichen Leistungen, die mit einem Eifer ohnegleichen vorbereitet wurden. Das ganze Schuljahr hindurch riß dieser Eifer nicht ab, bis zu jenem Tag, da wir unseren Lehrer Rolf zu Grabe trugen, zum Friedhof, wo wir manches Mal das „Wie sie so sanft ruh'n" gesungen hatten. Viele kirchliche und viele weltliche Feiern haben wir damals besungen„", haben in den großen Oratorien des „Städtischen" mitgewirkt, waren sogar ein bißchen stolz auf unseren Lehrer und unsere Schule und viele der Melodien sind mit in das Leben und in den Krieg mitgegangen.

So kam es, daß dem „Ehemaligen" allerlei einfiel, als er nach so vielen, vielen Jahren ein stilles, besinnliches Wiedersehen mit dem Gymnasial-Chor feiern konnte, dessen jugendliche Kraft sich mit seinen strotzenden jungen Stimmen wieder zur Stelle meldete."

* * *

Der Kampf um die warme Brause

In der „Kölnischen Volkszeitung" fand ich einen Aufsatz von „Prosper", der sich mit dem Problem der warmen Brause in der Badeanstalt befaßt; ich finde ihn so schön, daß ich ihn hier ohne jeden Kommentar abdrucken möchte:

In einer der letzten Nummern der KV. macht einer unserer badeverständigen Mitarbeiter in dem Beitrag „Chaos um die warme Brause" den fortschrittlichen Vorschlag, innerhalb der Hallenbäder sogenannte Nachwärmehallen einzurichten. Breslau, beteuert ein Berliner Bade- und Heizungsfachmann (!), hat mit derartigen Nachwärmehallen bereits angefangen.

Unser Mitarbeiter begründet seine hedonistische Forderung mit dem Hinweis auf die schlotternden Kniee, die „täglich um den Rand sämtlicher Kölner Schwimmbecken zu sehen sind." Die Kniescheiben, schließt diese bedingungslos auf das Physische gerichtete Beobachtung, zucken im Reflex und der Mensch hört nicht auf damit, bis er sich trockengezittert hat. Ist er jedoch des Schlotterns überdrüssig, so flüchtet er unter die warme Brause, was aus hygienischen und altruistischen Gründen nicht zu befürworten ist. Die zusammenfassende Beteuerung, daß man in einem Schwimmbad schließlich nicht ununterbrochen schwimmen könne, gibt dann den Anlaß, einen temperierten Raum der Ruhe zu fordern, in dem dem Körper Gelegenheit geboten ist, aufs neue warm und trocken zu werden.

Die öffentliche Erörterung von Schwimm- und Badeproblemen gehört in dieser Jahreszeit., in der Maronimänner, Brikettkästen und Fensterwattierungen unsere Anteilnahme erschöpfen, zu den kaltblütigsten Zumutungen, die an uns gestellt werden können. Trotzdem möchten wir das unzeitgemäße neptunische Gebiet mit der Grundsatztreue eines Schwimmers besteigen, der der Ansicht ist, daß das Hallenschwimmbad tatsächlich zu keinerlei anderen Verrichtungen, als zum Hin- und Herschwimmen erfunden wurde. Der Hinweis auf die schlotternden Knie muß mit dem Hinweis abgewiesen werden, daß das Schlottern unserer Kniescheiben wohl zu den unwürdigen, aber durchaus nebensächlichen Begleiterscheinungen unserer Schwimmübungen gehört: selbst Achilles hätte geschlottert. Unsere Vorfahren bereits unterlagen dieser unschädlichen Hinfälligkeit der wasserungewohnten menschlichen Gebeine, und wenn sie Humor im Leibe hatten, sahen sie sich dabei zu und gaben sich den reflexiven Kniezuckungen hemmungslos hin. Es sollte daran nicht gerüttelt werden.

Die Nachwärmehallen sind unseres Erachtens nicht viel mehr als Räkel- und Versammlungsräume der Brauseschwimmer auf breiterer Basis: hier finden die orphischen Dand ys, die von der warmen Brause nicht wegzuschlagen sind, ihr dampfendes Dorado.

Der Körper, der im Wasser seine Wärme verloren hat —(in dem hier beanstandeten Nachwärmehallen-Beitrag steht übrigens der lokalpatriotische Druckfehler „Der Kölner hat im Wasser seine Wärme verloren", es muß der Körper heißen) — bedarf nicht einer äußeren Wärmezufuhr, sondern einer inneren Temperatursteigerung. Eine innere Temperatursteigerung ist durch heißblütiges Frottieren und Umherwandeln zu erreichen und nicht dadurch, daß man sich in einer Wärmehalle auf die Zentralheizung setzt. Es ist ein falsches Verfahren, die im kalten Wasser glücklich geschlossenen Poren in der Wärme wieder öffnen zu lassen und empfindlich zu machen; gerade in der rauhen Jahreszeit muß der Körper durchgearbeitet, widerstandsfähig und abgeschreckt, nicht wohltemperiert der frischen Luft entgegengestellt werden können.

Der Ruf nach Nachwärmehallen wäre demnach für jene, die vom Schwimmbad wieder nach Hause müssen, mit dem Vorschlag zu ergänzen, geräumige Nachkältallen einzurichten, in denen der Kölner und der Körper turnen, laufen, seilspringen und Frottierhandtücher verbrauchen kann: eine Einrichtung, die würdig wäre unserer heroischen Zeit, unter Ueberfüllung wenig zu leiden hätte und den Aufenthalt der wenigen gymnastischen Besucher auf eine tragbare Zeitspanne herabmindern würde."

* * *

Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n

Es ist dem unpolitischen Chronisten eine heilige Pflicht, einen begangenen Irrtum richtigzustellen; er hatte nämlich vor der Weinwochen-Schlacht behauptet, die Neußer würden mit der ihnen gestellten Aufgabe, 25 Fuder Weines zu verkimmeln, nicht fertig werden. Diese Ansicht hat sich als total falsch herausgestellt, denn wir und unsere lieben Mitbürger haben nicht nur die 25 Fuder restlos verkonsumiert, sie haben sogar noch ein sehr beträchtliches Quantum darüber hinaus hinter die Krawatte gezaubert. Wieviel Fuder es mehr waren, als die vorgesehenen 25, das wagt der Chronist garnicht zu sagen. Allenfalls sind mit der Neußer Leistung die kühnsten Erwartungen selbst der fachkundigsten Fachleute übertroffen worden, und deswegen braucht sich der unpolitische Chronist eigentlich seines Irrtumes nicht zu schämen; zwar wußte er, daß die Neußer sehr leistungsfähig sind, wenn es gilt, etwas für die notleidende Menschheit zu tun, daß sie gerade aber auf diesem Gebiete opferfreudigster Hingabe fähig sein würden, das hatte er nicht zu hoffen gewagt, und man kann mit dem berühmten Dichter Rabindranath Blamores (von dem der Deutsche sagt: „sage uns, was du uns willst, und ich sage dir, was du uns kannst") wohl behaupten: „Donnerwetterdattißabberallerhand!"

Und so ist es denn auch. Es ist allerhand, was wir da geleistet haben! Und es hat schon seine Begründung, wenn von Clotten und Bacharach aus Vorschläge angefordert sein sollen, auf denen Neuß, die Patenstadt, Vorschläge zur Ernennung zum Ehrenbürger machen soll; wegen besonderer Leistung. Wer also besonders tüchtig gepatet hat, der soll Ehrenbürger in Bacharach oder Clotten werden. Diese Mitteilung habe ich von einem Bekannten, der mich allerdings schon mehr als einmal angelogen hat, so daß man daran nicht unbedingt zu glauben braucht; aber sie hat doch etwas für sich, diese Mitteilung, und sie wird sicher im nächsten Jahre in die Tat umgesetzt werden, so daß auch für uns noch immerhin die schwache Aussicht besteht, daß wir zu ehrenbürgerlichen Ehren kommen. Der Chronist selbst hat keine großen Aussichten auf diesem Gebiet, denn wo andere Leute im Keller Wein liegen haben, da hat er einen großen Haufen Natron liegen, von dessen Zweckbestimmung ich ja erst beim Beginn der Weinwoche, gleichsam als milderndem Umstand geplaudert hatte, was sicherlich tiefes Mitleiden der Leserschaft hervorgerufen hatte. Aber wir wollen hier nicht von einem einzelnen Rekordsodbrennen, sondern vielmehr von einer Gesamleistung sprechen, die eines großen Lobes und einer flammenden Begeisterung wert ist. —

— Nun ruhen die wackeren Kämpfer von den Mühen aus, und sie haben sicher die eben ablaufende Buchwoche dazu benutzt, so eine Art von Nachwoche anzuschließen und den durch den Wein geweckten Geist ebenfalls ein bißchen zu füttern. Würden die Neußer eine der Weinwoche ebenbürtige Leistung in der Buchwoche aufstellen wollen, so müßte man eine Gleichung aufzustellen versuchen, derart, daß man durch einen Fachmann errechnen ließe, wieviel Bücher-Wert einem Aufwand von 35 Fuder Wein entsprächen.

Gut, daß wir einen solchen Fachmann nicht haben, und gut, daß diese Gleichung eine Unmöglichkeit ist; sonst würden wir am Ende der Buchwoche wahrscheinlich nicht so üppig mit unserem Lob sein können.

Immerhin sind wir mit unseren lieben Neußern bezüglich der Leistungen in der Weinwoche zufrieden; mit Eifer und Inbrunst ist studiert worden, wieso und warum im Weine Wahrheit liegt. Viele Gardinenpredigten werden den Beweis dafür erbracht haben, und viele werden erkannt haben, daß nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, der Wahrheit tief versteckter Born rauschet. In diesem Sinne erheben wir uns von unseren Sitzen und preisen und loben den unermüdlichen Streber der Weinwerbewoche 1935!

* * *

„Entweder oder . . ."

Vor einiger Zeit ist in Paris im amerikanischen Klub ein Vortragsabend gewesen, in dessen Verlauf ein französischer Romanschriftsteller einen Vortrag gehalten hat; zum Thema hatte er sich erkoren: „Verheiratet und dennoch glücklich?" Dieser Vortrag ist dann so wenig nach dem Geschmack der vielen Damen des amerikanischen Klubs ausgefallen, daß der vortragende Rat zum Schluß seiner Ansprache von einer Anzahl starker Männer aus dem Saal auf die Straße begleitet werden mußte; im anderen Falle drohten ihm Tätlichkeiten der sich beleidigt fühlenden Damen, die in dem Vortrag nicht gut abgeschnitten hatten. Die Beantwortung der Frage: „Kann man verheiratet und dennoch glücklich sein?" scheint also doch nicht ganz und erschöpfend möglich zu sein, wenigstens nicht objektiv.

Subjektiv müßte man an einem gleichen Abend mindestens auch die andere Seite hören; man müßte eine Art von Ausspracheabend veranstalten, und zu diesem Abend müßten die Parteien in gleicher Stärke vertreten sein, halb und halb! (Schlagring am Buffett!) Praktischerweise könnte man ja eine solche Veranstaltung gleichzeitig als für die Pariser Sanitätskolonne ausschreiben.

Denn es würde sicher eine ganze Anzahl von Objekten geben, an denen sich die Sanitäter betätigen könnten.

* * *

Der Weltmeister auf dem Trockenen

In Osnabrück hatte sich ein Klavierspieler mit dem festen Vorsatz gegürtet, einen neuen Weltrekord aufzustellen; er hatte das dringende Bedürfnis verspürt, 100 Stunden an einem Stück Klavier zu spielen, mit welcher Leistung er den bestehenden Weltrekord übertroffen haben würde. Der hoffnungsvolle Anfang, der Osnabrück Weltruhm einbringen sollte, war gemacht, aber nicht lange nach dem Start griff der Kreiskulturwart ein, und er klappte das Klavier so deutlich zu, daß dem Weltrekordanwärter der Mut und die Kraft fehlten, das Instrument wieder zu öffnen; aus diesem Grunde blieb der angesagte Rekord aus, mußte wahrscheinlich auch der geschäftstüchtige „Manager" auf seine Tantiémen verzichten, auf die er sich doch sicher sehr gefreut hatte.

Es ist zu hoffen, daß der verhinderte Rekord von Osnabrück die letzte Zuckung einer Zeit gewesen ist, die sich einmal an solchen Rekorden erregt und (oder) belustigt hat; wir erinnern uns dabei schaudernd der Tanzrekorde, der Hungerrekorde, der Rauchrekorde und Rederekorde, deren Wahnsinn wir noch erlebten.

In Kanada hat man ein neues Gebiet für diese Dinge gefunden: den Rekord im Einfädeln. Also, bitte, man stelle sich vor: da sitzen oder stehen in einem Saal in Ottawa Schneider und Schneiderinnen, alle ziemlich aufgeregt, jeder hat Fäden neben sich liegen, eine Nähnadel, in der mehr oder weniger zitternden Händen. Ein Startschuß ertönt — das gehört unbedingt dazu — und nun beginnen die Teilnehmer wie verrückt einzufädeln. Ganz groteske und komische Figuren! Einer streckt Haupt und Hände gen Himmel und fädelt, fädelt. Ein anderer ist tiefgebeugt über seiner Nadel mit dem schwierigen Werk beschäftigt. Verbissene Gesichter, leise und laute Flüche, befreites Aufatmen, wenn wieder ein Faden durch die Nadel gezogen ist. Kaum ist der Faden drin, wird er wieder 'rausgezogen! Fein säuberlich legt man ihn zur Seite sozusagen als Beweisstück einer eminenten Nähnadeleinfädelfähigkeit. Der Schiedsrichter pfeift ab: ermattet sinken die Hände und Häupter. Dann werden die Beweisstücke eines jeden einzelnen gezählt. Eine schöne Arbeit. Ein Schneider ging dabei als Sieger aus dem Kampfe hervor mit 226 Fäden pro Stunde. Er hatte eine beachtenswerte Gegnerin, die er nur knapp — um zwei Fäden — schlagen konnte.

Diaz.

Meister Christian und der Fußball

Von Werner Oellers.

Als der Krieg gekommen war mit Knappheit und Not und mannigfacher Sorge, hatte er hinter seinem Häuschen einen Streifen Brachland gepachtet, auf dem er mit Freude und Fleiß Kartoffeln und Gemüse zog. Wenn er arbeitend, mit überkreuzten Beinen, auf dem Schneidertisch hockte, in dem fachwerkenen Anbau auf dem kleinen Hof, konnte er durch das Fenster sein Gärtchen überschauen, und er tat es gar häufig mit einer gewissen liebevollen Zärtlichkeit, glücklich und stolz. Früher war neben dem Grundstück der Fußballplatz gewesen, der dann auch Notwendigerem hatte geopfert werden müssen. Man hatte die Torstangen aus der Erde gerissen und das Feld unter den Pflug genommen, damit es dem notvollen Volke Roggen zeuge, zwar spärlich gedeihenden, aber immerhin Roggen.

Als dann der Krieg zu Ende war und die Leute des Fußballklubs, soweit sie die Schlacht überlebt hatten, in die Heimat zurückkehrten, wurde ihnen der Sportplatz wiedergegeben. Er wurde geebnet, geglättet, gewalzt, Gras wurde eingesät, neue Torstangen kamen herbei, wurden eingerammt und gestrichen, schwarz und grün, daß sie glänzten vor Lack.

Nicht ohne Ungemach sah Christian vom Schneidertisch aus solchen Dingen und Begebenheiten zu. Denn da die Not der Nachkriegsjahre nicht sonderlich kleiner war als die Not der Kriegsjahre, da außerdem auch die Gartenarbeit angefangen hatte, ihm Freude zu machen und ihn zu zerstreuen in Stunden der Verdrießlichkeit, so war er willens, sein Ackerstück auch weiterhin zu behalten und zu bebauen. Und weil er kein Dummkopf war, sah er ein und sah voraus, daß die Nachbarschaft eines Fußballklubs seiner Pflanzenwelt kaum zuträglich sein werde.

Den Jungen freilich schienen derlei Ein- und Voraussichten keine Sorgen zu machen; sie taumelten sich mit eifrigster Betriebsamkeit herum, bis alles in Ordnung war und die ersten Schüsse knallten, daß Christian glaubte, die Fensterscheiben seiner Werkstatt klirren zu hören.

Christians Gartenstück grenzte mit seiner Längsseite an die Schmalseite des Sportplatzes, in deren Mitte das Tor stand, und der Abstand zwischen der Außenlinie des Platzes und Christians Grenze betrug kaum drei Meter. Natürlich gab es zwischen den beiden Reichen weder Zaun noch Bretterwand, waren doch selbst die Torlatten auf Kredit gekauft worden, und nicht einmal an Auffangnetze hinter den Toren war fürs erste zu denken gewesen. Nun also böllerten die Jungen, daß es eine Freude war oder auch ein Jammer, und in Christians Garten zeigten sich die ersten Spuren der Verwüstung. In die Erbsen und in die Kartoffeln, in die Gurken und in den Salat fegte der Ball, daß die Blättlein stoben und die Stenglein knickten; es krachte und splitterte in den Bohnenstangen, und über die Beete ging der Schritt der Jungen, wenn sie die lederne Kugel zurückholten.

Ruhig und bedächtig, mit dem Willen zu überzeugen, wenn auch mit inwendiger Leidenschaft, sprach Christian auf die Spieler ein. Sie müßten doch ein Einsehen haben, sagte er, es könne doch so nicht weitergehen. Er stand, von den Leuten im Halbkreis umringt, mitten im Torrahmen, und seine Hand wies mit verzweifelter Gebärde auf die geschundene Saat.

Aufmerksam hörten die Jungen ihn an. Sie hatten ein Einsehen und sogar ein wenig Mitleid und versprachen ihr Bestes. Daß sie ehrlich und ernstlich ihr Bestes versprachen, wo als das Beste die gewaltigsten Schüsse zu gelten hatten, kennzeichnet die Tragik des bedauerlichen Konflikts. Denn es war das Ziel der Spieler, Tore zu schießen, hinter dem Tor aber war Christians Garten. —

Christian unterhielt sich mit dem Vereinsführer im guten. Der Vereinsführer versprach sein Bestes. Aber er ließ durchblicken, die Lösung wäre nur von einer hohen Bretterwand zu erwarten, und ob nicht Christian — —? Da kriegte Christian die erste Wut.

Wenige Tae später leuchtete auf dem Gartenstück von hohem Pfahl ein weißes Schild: „Das Betreten dieses Grundstücks ist verboten." Die Jungen sahen es, nickten einander zu, machten lächelnd ein paar Bemerkungen und schossen weiter, daß die Bohnenstangen krachten.

Christian hatte keine ruhige Minute mehr. Selbst im Schlaf hörte er es bumsen, sah die Zerstörung seiner mühseligen Arbeit und wachte auf vor Empörung, Schweiß auf der Stirn. Nicht mehr konnte er ruhig mit gekreuzten Beinen auf seinem Arbeitstisch hocken, sondern er rutschte her und hin und horchte, mit sozusagen gespitzten Ohren, auf den ersten Schuß.

Es war ihm nun klar, daß einer weichen mußte, er oder der Klub. Denn es wäre sinnlos gewesen für Christian, weiterhin Pachtpreis, Saatkosten und Arbeit an ein Gartenstück zu verschwenden, das ihm nichts eintrug als Aerger und Verdruß. Aber wie käme er dazu, zu weichen? Hatte er unrecht getan, tat er irgendeinem etwas zuleide? Wie aber sollte es dem Klub einfallen, zu weichen? Der Klub hatte sich über nichts zu beklagen.

Theoretisch, natürlich, hatte Christian eine Trumpfkarte, die entscheidend stechen mußte. Aber er war zu klug und zu besonnen, als daß er sie auch nur in Gedanken einmal ausgespielt hätte. Denn es ist nicht ratsam für einen Mann, der selbständiger Schneidermeister ist, den Herrn Amtsrichter in einer Sache gegen das halbe Dorf um seinen amtlichen Entscheid zu bitten. Um einen Pverhussieg war es Christian nicht zu tun. —

Eines Nachmittags, als der erste Volltreffer in den Garten sauste, kam Christian aus den Bohnen hervorgestürzt, ergriff den Boll und zog wortlos mit ihm davon. Ehe noch die Spieler sich von der Ueberraschung erholt hatten, war er mitsamt der Beute in seinem Hause verschwunden und hielt die Tür gegen alles Pochen, Bitten und Drohen eisern verschlossen.

Am Abend brachte ein Knabe dem Christian einen Haufen Tuchmuster zurück: sein Bruder habe es sich anders überlegt, er wolle mit dem Anzug noch ein wenig warten. Nicht viel später kam ein junges Mädchen, um einen Mantel abzuholen, der hatte gewendet werden sollen: Der Onkel brauche den Mantel, er müsse ihn am nächsten Tage anziehen.

Christian packte seufzend den Ball unter den gewinkelten Arm und schluppte zur Wohnung des Vereinsführers. Man kann nicht sagen, daß der Mann unvernünftig oder teilnahmslos gewesen wäre; er hatte selber einen Garten und hatte Verständnis. Nicht daran lag es, daß der gute Wille fehlte, wenn Unfrieden in das Dorf zog, sondern es lag einzig und allein an der verhängnisvollen Tücke der verstandlosen Dinge, deren Ziel es gerade war, jeglichen guten Willen zu zerschlagen und in einen feindlichen haßvollen Willen zu wandeln, der ihre eigene Kraft nur immerzu aufblähte. —

Christian ließ ein Schild machen: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse." Aber das Schild erreichte nicht mehr als das andere, das schon seit langem verschwunden war; es hielt gelegentlich, wenn es selber getroffen war, einen Ball ab, gleich als wäre es der Anfang der ersehnten und einzig erlösenden Bretterwand. Aber die Bretterwand wollte und konnte keiner bezahlen.

Eines Sonntags nun war ein Spiel angesetzt gegen einen städtischen Verein, ein Meisterschaftsspiel sogar, dessen Wichtigkeit und Bedeutung die knallbunten Plakate von den Wänden schrien. Noch ehe die ersten Zuschauer kamen, schritten zwei Einheimische über den Platz, um, die Aussichten erwägend, noch einmal das Spielfeld anzuschauen. Plötzlich steckten sie die Nasen in die Luft und schnupperten, nicht unähnlich witternden Hunden, in den Wind. Großäugig huschte ihr Blick über Christians Gartenstück, sie kriegen rote Köpfe und sahen in halber Verzweiflung einander an.

Christian hatte dem Garten gegeben, was des Garten war, mehr noch und über Gebühr. Besonders hinter der Torgegend breitete es sich sattsam aus, in beträchtlicher Höhe, eine dickflüssige, durchdringend duftende Masse, eine schlammige Ueberschwemmung wie ein kleines Moor.

Schon kamen die ersten Zuschauer auf den Platz, und es blieb den Bestürzten nichts anderes übrig, als fluchend die Dinge an sich herankommen zu lassen. Zwar schickten sie aus dem Vereinslokal noch einen Eimer Wasser ans Spielfeld und eine Bohnenstange, die als Angelrute dienen sollte, aber Wut und Sorge wurden dadurch nicht kleiner.

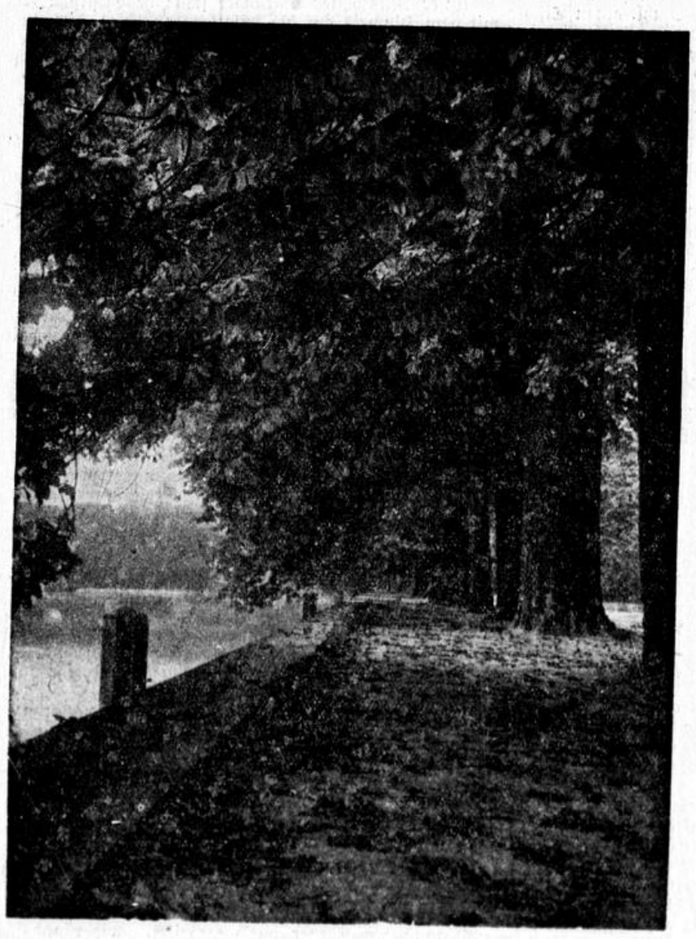
Zehn Minuten nach Beginn brachen die Gäste das Spiel ab. Je nach Veranlagung und Temperament murmelten oder schrien sie etwas von Schweinerei und verdammten Mistbauern, und ihre inwendige, sozusagen sittliche Empörung war groß. Die Zuschauer wollten ihr Geld wieder herausbaben, worauf die Klubleute giftig erwiderten, das müßten sie sich beim Meister Christian holen. Minutenlang roch es nach Schlägerei und Handgemenge, und Christian, hinter dem Fenster seiner Werkstatt lauernd, fühlte sich durchaus nicht wohl. Still und friedlich, die Unschuld vom Lande, lag das Gartenstück und sah blinzelnd zu.

— — Von diesem Tage ab bemühte sich der Fußballklub um einen neuen Platz.

Die Mutter der faulenden Papiere . . .

Ein seltsames Herbst-Interview

Das war eine unglückliche Zeit, Bekanntschaft mit Frauen zu schließen. Oktoberwind pfiff in allen Gassen, und dank der Millionen und Abermillionen silberner Regenfäden standen wir in direkter Verbindung mit dem lieben Gott. Immerhin war mein Blick offen für jeden Zeitgenossen, der den Weg des Bummlers kreuzte. Die Akazienallee, zu anderen Stunden Passage der eleganten Welt und als Abglanz der Natur bei allen Bewohnern dieser Steinwüste bevorzugt, war von schier friedhöflicher Stille. So daß ich die Frau, der ich begegnete, wie eine in der eben erschaffenen Welt sich tummelnde Eva empfand.



„Der Nebel steigt, es fällt das Laub!" Weltbild (M).

Was ihrem Profil Wucht und Einprägsamkeit verlieh, waren Lumpensack und Besen. Es mangelte ihr — jeder Mann ist, dies zu entscheiden, Fachmann — an Fülle der Formen, an dem, was die Dichter „beseligende Wölbung" nennen. Diese Frau hatte schon ein Gespräch angeknüpft, bevor ich erschienen. Ihrer Dialogspartner waren viele, jedoch kein Mensch darunter. Der Kuriosität zollte sie reichen Tribut: mit faulem Papier nämlich stand die Alte auf Du und Du! Ein Zigarettenkästchen, welches am Vorabend ein Jüngling mit seiner Liebsten ausgeraucht und dann ein wenig verstimmt in die Pfütze geworfen hatte, machte die dankbare Frau sichtbar glücklich. In kühnem Bogen fischte sie die am Krückstock aufgespießten Papiere empor, besah sich den Fang, ließ ihn in ihrem Korb verschwinden und humpelte weiter . . . Ihre Haltung war die einer Siegerin.

Die Frau legitimierte sich, während wir uns dann unterhalten, als Abgeordnete einer großen Gärtnerei. Ihr Leben gehört dem „Komposthaufen", auf dem alle Bestandteile zusammengehäuft werden, die eine ganz bestimmte, besonders Blumen wohlbekömmliche Erde benötigt. Je mehr also Papier sein schönes, ihm von der Industrie verliehenes Gewand ablegt — in unserem Falle auf dem Wege des Faulens — desto näher ist es wieder beim Mutterschoß, bei der Pflanze. Die Maschinen sind imstande, der Natur pflanzliche Stoffe zu rauben und sie vorübergehend leblos zu machen — gewiß! Aber die Natur säumt auch nicht, nach einer gewissen Zeit ihre pflanzlichen, als buntes Papier verkleideten Ausreißer wieder in ihre Tiefen zu reißen. Sie ist auf alle Fälle der stärkere Teil im Kampf mit der Industrie.

Papier — das ist, wie mich die Frau an diesem Herbstmorgen belehrte, letzlich nur ein ganz kurzes Intermezzo im ewigen pflanzlichen Sein. Die Teilchen eines Baumstammes lassen sich in die Städte entführen, erleben als bunte Plakate und glitzernde Bucheinbände ihren Fasching — und kehren dann, als ob nichts gewesen wäre, zurück. . . . Erlebnis ewigen Kreislaufes, an jenem Oktobertag!

Während die Alte in die kleinen und durch den Regen ganz häßlich gewordenen Schachteln stach, ähnelte sie einem Schutzmann, der unmittelbar in den Diensten der Natur steht. Sie sticht fest, als ob das Pappgefüge dafür bestraft werden müßte, daß es einem ungesunden Unternehmen, wofür bei manchen Leuten das Rauchen gilt, die Hand gereicht hat . . . Aber das Schächtelchen wird zum Ausgleich, sobald es in der Komposterde seinen Platz gefunden, an jenen Pflanzen bauen helfen, die unseren rauchgeschwächten Lungen wieder Kraft und Erholung spenden. Das Wort „wunderbar" wird, Gott sei's geklagt, bei jeder Lappalie gebraucht. Angesichts solcher Zusammenhänge ist es am Platz, dreimal, tausendmal!

Muß man vor Erstaunen nicht in die Kniee sinken bei der Vorstellung, daß Papier — den künstlichen Blumen hohnlachend! — auf ganz natürlichem, ganz legalem Wege zu Rosen führen kann und zu Lilien und allem, woran unser Herz hängt?! Zwischen Papier und Blumen kann also noch etwas anderes als der Farbtopf und die Schere vermitteln: — der Komposthaufen!

Die „Mutter der faulenden Papiere" ist bei weitem die interessanteste Gestalt, die durch den Herbst zieht. Ihre Kolleginnen sind uns längst bekannt: die buckligen Frauen, die nasses Holz und faulendes Laub in ihre Säcke scheffeln.

„Am besten sind die Kastaniensammler dran", sagte ich zum Abschied, während ich nicht wußte, ob Tränen oder Regentropfen auf ihren verhärmten Wangen rieselten.

„Wie meenen Sie det, junger Mann . . .?" — Nach einer Pause sagte ich ganz leise „Das sind meist Kinder!"

Da sah sie nur auf das Wägelchen, das zu ihrem Handwerkgehörte und meinte schließlich:

„Da hat mein Willi dringelegen. Der wär' jetzt zwanzig, aber . . ."

Sie sprach es nicht aus. Denn Tod lag ja in der Oktoberluft . . was sage ich: neues Leben!

Kurt Künkler

Zähle richtig!

Zähl in deinem Garten nur die Blüten,
zähle nicht die Blätter, die da fallen.
Zähl die heitren Tage, die dir glühten,
nicht die trüben, die sich drohend ballen.

Zähle nur die Nächte voll mit Sternen,
nicht die dunklen Stunden voller Quälen.
Zähl das Lächeln, — nimmer darfst du lernen
deine Tränen hoffnungslos zu zählen.

Zähl die wenig Menschen, die da geben,
nicht des Eigennutzes große Scharen,
und dein Alter rechne stets im Leben
nur nach Freunden, aber nie nach Jahren!

Puck

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Cloqué, der neue Stoff für alle Gelegenheiten

Unter den vielen neuen Stoffen, die die deutsche Textilindustrie uns schenkt, ist Cloqué ausgezeichnet durch besondere Vielseitigkeit. Das elastische, schmiegsame und leichte Gewebe ist in Verbindung mit Wolleinmischungen wärmend und als Material für Tages- und Nachmittagskleider sehr geeignet. Wir sehen links ein Modell, dunkelblauer Cloqué mit hellblauen Streifen. Neben dem modernen Schnitt des Rockes hat das Modell als einzige Garnitur außer den weiten, gezogenen Ärmeln ein Geriesel von lichtblauen Tüllrüschen um den Hals, das als Jabot über die Taille fällt. Cloquéstoff mit eingewirkten Blüten oder Metalleffekten wirkt spitzenstoffartig und sehr festlich. Wir finden ihn als Material für Abendkleider, bodenlang und schlank gearbeitet mit den modischen, weiten und frei hängenden Ärmeln. Diese Kleider können, dank der Schönheit und Kostbarkeit des Materials, fast ganz auf Zierat verzichten. Der Schnitt des Gewandes muß das Material zur Geltung bringen. Höchstens ist noch eine Blüte an der Schulter, am Gürtel oder Rückenausschnitt gestattet.

Große Wäsche – bei Frost!

Ein gar nicht so schwieriges Kapitel

Die wichtigste Vorbedingung ist eine gründliche Untersuchung der Waschgeräte, damit die Arbeit nicht später durch Reparaturen aufgehalten wird. Ist der Waschkessel angekrustet, so reinigt man ihn mit Salzsäurelösung und spült gründlich nach. Zeigen sich Roststellen in den Schalen und Kesseln, so stellt man eine Lösung her aus zwei Teilen unterschwefelsaurem Natron, einem Teil Salz und ein wenig Wasser, bestreicht damit die rostigen Stellen und läßt einige Stunden einwirken. Dann wird die gefährdete Stelle mit einer scharfen Bürste nachgerieben und mit Paraffinöl eingestrichen.

Die Wäsche friert an der Leine nicht an, wenn wir sie gründlich mit Salzwasser tränken. Wir haben sie zuvor schon mit Alaunwasser haltbar gemacht, so daß nun nicht mehr viel geschehen kann. Ist ihr Reinlichkeitszustand zweifelhaft, so spannen wir sie auf ein Brett, bürsten sie von beiden Seiten gründlich mit Salmiakseifenwasser und lassen sie gespannt trocknen. Auch Wäschekörbe, die angeschmutzt sind, bürsten wir gründlich mit Salmiakseifenwasser. Nach dem Trocknen reiben wir sie mit Spiritus ein, damit keine Stockflecke entstehen. Wer besonders gut für seine Wäsche sorgen will, mag zwei kleine Querleisten auf den Boden des Waschkorbs legen, damit zwischen Boden und Wäsche ein Luftraum bleibt, der verhindert, daß der Korbboden schimmelt.

Daß gebrauchte Wäsche immer in luftdurchlässigen Körben oder Lattenkisten aufzubewahren ist, ist wohl selbstverständlich. Man vermeidet dadurch, daß sich die unangenehmen Stockflecke bilden, die später so schlecht zu entfernen sind. Beim Aussortieren der Wäsche trennt man sofort grobe von feiner Wäsche, Buntes von Weißem, Wirtschaftswäsche von Leib- und Tischwäsche. Alle Stücke unterzieht man zuerst einer Vorbehandlung, um Flecke und Risse nicht erst zu Katastrophen werden zu lassen. Kakaoflecke werden ohne Seife nur mit kaltem Wasser entfernt, Rotweinflecke mit Zitronensaft, Wagenschmiere mit Butter, Ölflecke mit Terpentin. Vergilbte, feine Wäsche legt man zweckmäßigerweise in etwas saure Milch, bevor man sie weiterbehandelt. Angegraute Wäsche muß besonders naß gelassen und dem vollen Einfluß der Sonne ausgesetzt werden.

Gute Wäsche will sich nicht erschrecken. Darum, wenn man sie richtig eingeweicht hat, in weichem Wasser, und entsprechend kochte, so will sie vor allem wieder heißes Spülwasser haben. In kaltem oder kühlem Spülwasser erstarren die Seifenteilchen noch innerhalb des Gewebes, so daß es aller Mühe zum Trotz grau und wolkig bleibt.

Wäscht man nun bei Frostwetter, so soll das letzte Spülwasser aus lauwarmem Salzwasser bestehen. Dann friert die Wäsche niemals so schnell und niemals so stark wie gewöhnlich. Als Wäscheblau ist flüssiges Blau zu empfehlen, das niemals so leicht Flecken hinterläßt.

Bunte Wäsche, auch wenn sie „kochfest" ist, soll immer für sich möglichst schnell und nicht allzu heiß behandelt werden. Damit die Farben bei empfindlichen Sachen nicht ineinanderlaufen können, legt man die Wäschestücke gern zum Trocknen zwischen zwei Tücher.

Kleine Winke für große Wäsche

Ein Tropfen Terpentin löst den Schmutz von sehr dunkler Wäsche, wenn wir ihn dem Einweichwasser zusetzen. Auch Petroleum tut die gleichen guten Dienste, das heißt es wirkt fett- und schmutzlösend. Man rechnet auf zehn Liter Seifenwasser einen Eßlöffel Petroleum oder Terpentin.

Das Spülen der Wäsche ist fast wichtiger als das Waschen. Wenn die Wäsche, die man als rein aus dem Schrank nimmt, staubt und fusselt, so ist das ein Beweis dafür, daß nicht genügend gespült wurde.

Es erleichtert die Arbeit ungemein, wenn man für die ersten Spülungen recht gut warmes Wasser nimmt.

Plättwäsche bekommt höheren Glanz, wenn man der Stärke einen Teelöffel Salz beifügt.

Einen Teelöffel Weinsteinsäure, in einem halben Liter Wasser aufgelöst, entfernt leichtere Klammerflecken. Man weicht die befleckten Stellen über Nacht ein und wäscht sie am nächsten Morgen aus. Sind die Flecken dann noch nicht verschwunden, so greift man zu Wasserstoffsuperoxyd, das mit der gleichen Menge Wasser verdünnt ist und dem man ein paar Tropfen Salmiakgeist zusetzte.

Feine Wäsche stopft man am unsichtbarsten und haltbarsten, indem man Seidenpapier unter die schadhaften Stellen heftet. Dann geht man mit der Nähmaschine kreuz und quer über die Stelle, wobei sich das Papier löst. Nach dem Bügeln ist der Schaden kaum zu bemerken.

Fünf Ratschläge einer Kaiserin

Worte der Wahrheit sind niemals an eine Zeit gebunden

Marie Antoinette ist achtzehn Jahre und die strahlend-heitere, vielumworbene Kronprinzessin von Frankreich. Niemand ahnt etwas von der kommenden Katastrophe, niemand weiß, daß die Revolution dieses liebliche, leichtsinnige Haupt der Guillotine opfern wird. Aber fern in Wien sorgt sich eine liebevolle Mutter um die junge Tochter. Sie steht in regelmäßigem Briefwechsel mit Marie Antoinette, die Kaiserin Maria Theresia. Und in ihren Briefen finden wir auch die folgenden Ratschläge:

Höflichkeit.

„Übertriebene Gefälligkeiten sind Niedrigkeiten oder Schwächen. Man muß feine Rolle zu spielen wissen, wenn man geachtet sein will. Gewöhnen Sie sich nicht an die leichtfertigen Entschuldigungen, wie Verlegenheit, Furcht, Schüchternheit; das sind Einbildungen. Es ist nur die schlechte Gewohnheit, sich ohne Überlegungen gehen zu lassen und sich in nichts Zwang aufzuerlegen, wenn man diese Ausreden braucht."

Vergnügen.

„Ich bin ungeduldig, etwas über Ihre Lektüre und Ihre Beschäftigungen zu hören. Besonders in Ihrem Alter ist es erlaubt, sich zu amüsieren; wenn Sie sich aber mit nichts anderem beschäftigen, nichts Ordentliches und Nützliches tun und die Zeit mit Promenaden und Visiten totschlagen, werden Sie eines Tages bemerken, wie öde das alles ist, und sehr bedauern, Ihre Zeit nicht besser angewandt zu haben."

Gefährliche Vertraute.

„Haben Sie keine Vertraute, weder Männer noch Frauen, die sich nur zu sehr einschmeicheln. Man muß ihnen gegenüber beständig auf seiner Hut sein. Die kleinsten Dienste, die sie uns leisten, die Erzählungen, die sie uns machen, die Gewohnheit, die wir haben, ihnen gegenüber zwanglos zu handeln, machen unsere Aufmerksamkeit in dieser Beziehung sehr wesentlich."

Spottlust und Gekicher.

„Schlimm ist die Behauptung, daß Sie anfangen, die Leute zu verspotten und ihnen ins Gesicht zu lachen; das würde Ihnen unendlich nachteilig sein, und zwar mit Recht, denn man würde an Ihrer Herzensgüte zweifeln. Um fünf oder sechs jungen Damen und Kavalieren zu gefallen, würden Sie es mit allen übrigen verderben . . ."

Im engen Kreis verengert sich der Sinn.

„Man kann tugendhaft und doch zugleich lustig und gesellig sein. Schließt man sich aber so ab, daß man nur wenige Menschen um sich hat, passiert es, daß Unzufriedenheit, Eifersucht, Neid, Klatsch entsteht. Wenn man aber in einem großen Kreis lebt, so vermeidet man all diese Unzuträglichkeiten und fühlt sich an Leib und Seele wohl."

Ein kleiner Blick in den Spiegel

Nicht immer ist das glänzende Gesicht, also eine überfettete Gesichtshaut, der Beweis für allzu reichliche Nahrungsaufnahme. Oftmals sind innerorganische Funktionsstörungen daran schuld, die zu beheben im Interesse der allgemeinen Gesundheit zunächst wichtiger ist als örtliche Behandlung. Ein gutes und zweckmäßiges Reinigungsmittel für fettglänzende Gesichtshaut ist ein- bis zweiprozentiger Salizylspiritus, der jeweils mit frischem Wattebausch aufgetragen wird und nach einigen Minuten, nach dem Einwirken, mit weichem Handtuch abgetupft wird. Starkes Reiben muß in jedem Falle bei der Behandlung des Gesichts vermieden werden.

Technik im Dienst der Hausfrau

Wieviel Porzellanschalen, wieviel Emaillegeschirr und Eimer splittern nicht ab an dem eisernen Rand des Ausgusses! Und wie leicht ist es, ein rundes Gummipolster, oft nur eine Rolle mit innerer Hohlkehle, auflegen zu lassen! Auch der Eimer steht fester auf dem Ausgußrand, wenn er auf einem solchen Polster ruht.

Der Abwaschtisch muß viel seltener ausgescheuert werden, wenn wir an den Schwenkhahn oder gar an den festen Hahn ein kleines Gummiansatzrohr anbringen, das in einer Brause mündet. Man wäscht darunter besser ab, als unter dem gleichmäßigen dicken Strahl und kann die Wasserflut überdies durch Drehung des Gummirohrs in alle Ecken des Abwaschtisches lenken. Man kann dadurch auch nach jeder Benützung des Abwaschtisches die Seitenwände mit Heißwasser abspritzen und spart dadurch viel Putzarbeit.

Kaffeemützen,

die nur sehr selten die wirklich passende Hülle für die Kanne und ihre besondere Form darstellen, sollte man weich und wollig, also dehnbar arbeiten und seitlich mit Reißverschluß versehen. Man vermeidet dadurch auch, da die Hülle sich in ganzer Breite von oben bis unten öffnet, daß sie ins Wanken gerät, umstürzt und Geschirr und Gedeck beschmutzt wird.

Der tropfende Hahn in der Badewanne hinterläßt eine bräunliche, sehr häßliche Spur auf der weißen Emaille. Ein kleiner Becher aus unzerbrechlicher Masse wird an zwei Kettchen unter den Hahn gehängt und fängt die Tropfen auf. Sobald der Becher gefüllt ist, kippt er sich selbsttätig um, das Wasser läuft auf einmal und rasch ab und hinterläßt keine Spur.

Alle Metallgegenstände kann man vor dem Anlaufen schützen, wenn man sie mit einer dünnen Lösung Kollodium und Weingeist bestreicht. Sie behalten dann lange ihren Glanz.

Weißt du, liebe Hausfrau?

daß dünnes Aluminium zum Kochen vorzuziehen ist, bei Teekesseln und anderen Töpfen, in denen Wasser gekocht werden soll? Zum Braten und Backen muß man dickwandiges Aluminiumgeschirr anschaffen.

daß Lebensmittel niemals auf Schränken aufbewahrt werden sollen? Oben ist die Zimmerluft bekanntlich am wärmsten, die Lebensmittel können sich dort also nicht halten.

Das praktische Heim

Rings um den festlichen Tisch

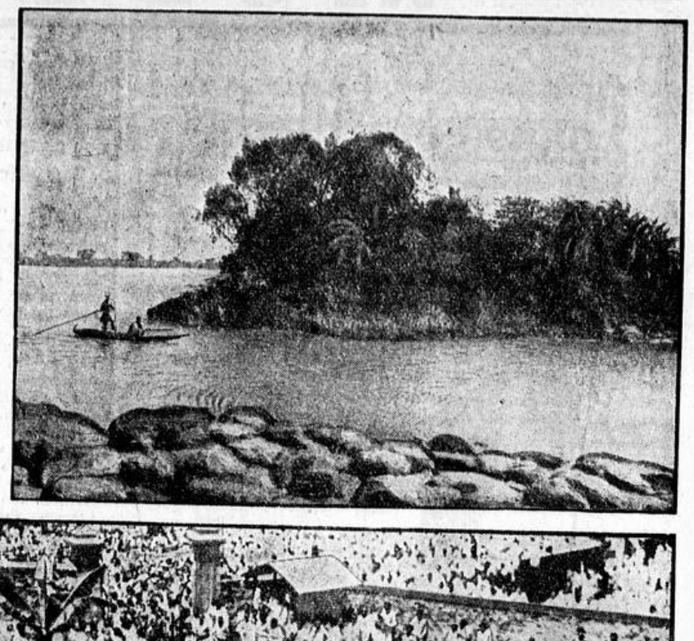
Welche echte Frau hätte nicht größte Freude an einem schön gedeckten Tisch, bei kleinen Festlichkeiten im Heim und wenn liebe Gäste erwartet werden? Allerhand Kleinigkeiten und praktische Neuerungen helfen uns, diesen festlichen Tisch zu schmücken. Sehr reizend ist neben jedem hübschen Gedeck ein kleiner Salzstreuer in Form eines silbernen Pilzes oder Apfels mit rotem Köpfchen. Ein Blütenschmuck auch in der blumenarmen Jahreszeit besteht aus hellen Wachslichtchen, denen die Form von Rosen gegeben ist. — Drehplatten mit fünf kleinen Einsätzen und einer Runddose in der Mitte sind praktisch für alle Vorgerichte, vor allem, weil die Platte auch ohne Einsätze als Tortenplatte zu gebrauchen ist. Ein kleiner Ständer für Salzbrezeln darf ebensowenig fehlen wie die praktischen, nicht tropfenden Gießkorken. Zum Servieren ist ein gepolsterter Servierhandschuh geeignet, den man leicht selbst herstellen kann. Auch Kompottschüsseln oder Salatschüsseln gibt es jetzt, bestehend aus Einzeleinsätzen auf silberner Platte. Ein Vorleglöffel, mit einer Hand zu bedienen.

Italienisch-Abessinischer Bilderbogen

Der 13. Jahrestag des Marsches auf Rom
Mussolini verläßt den neuen Post- und Telegraphenpalast, den er am 13. Jahrestag des Marsches auf Rom einweihte.

Bild rechts:

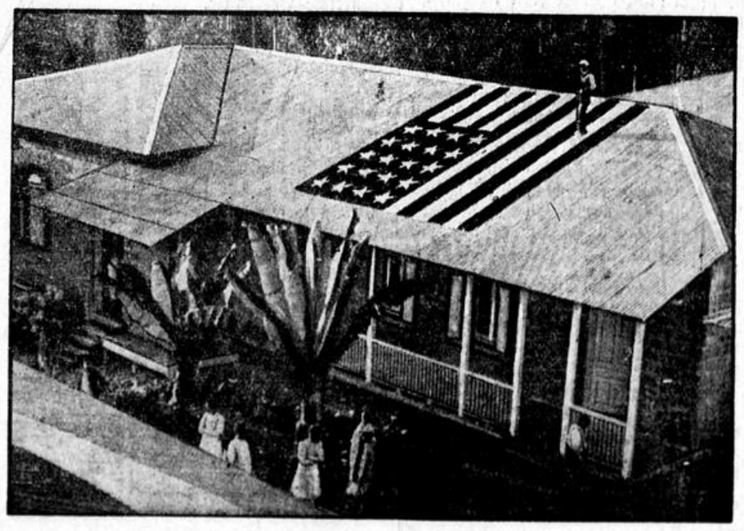
Der strategisch wichtige Tana-See,
der vom Anbeginn des italienisch-abessinischen Konfliktes im Mittelpunkt der Erörterungen stand. Der Tana-See bildet bekanntlich den Ausfluß des Blauen Nils, der für die Bewässerung der Baumwollgebiete im Sudan von bedeutendem wirtschaftlichen Wert ist. Unsere Aufnahme zeigt den Tana-See bei Bahr-Dar, der Ausflußstelle des Blauen Nils.



Hinter der Kampflinie der abess. Nordfront
Das mit Sonderflugzeug beförderte Bild wurde in unmittelbarer Nähe der Kampflinie aufgenommen und zeigt abessinische Sanitäter beim Verbinden und Pflegen von Verwundeten.

Huldigungen für den Negus
Diese mit Sonderflugzeug übermittelte Aufnahme zeigt Mitglieder einer neuen Armee, die sich im Inneren Abessiniens gebildet hat und nach Addis Abeba marschierte, um durch stürmische Huldigungen dem Kaiser Haile Selassie Treue zu geloben.

Ras Gugsa der Abtrünnige
Der Schwager des Negus, der bis zu seinem Uebertritt zu den Italienern Gouverneur der Provinz Ost-Tigre war, nach seiner Unterwerfung aufgenommen. Auf den Kopf von Ras Gugsa, der von den Italienern zum Ras von Makalle ernannt wurde, ist von den Abessiniern jetzt ein hoher Preis ausgesetzt worden



Wie sich Ausländer in Addis Abeba vor Luftangriffen schützen
Das amerikanische Hospital hat wie viele andere ausländische Niederlassungen in der abessinischen Hauptstadt ihr Dach mit einer großen Nationalflagge bemalt zum Schutz gegen mögliche Bombenabwürfe.

Schnappschuß aus Libyen
Ein berittener italienischer Kolonialsoldat tränkt sein Kamel in einer Oase.

Bild unten:

Der Negus geleitet eine Bauernarmee von 75 000 Mann aus Addis Abeba
Der Kaiser von Abessinien reitet auf einem Maulesel an der Spitze einer Bauernarmee, die sich in allen Teilen des Landes gebildet hat. Er geleitet die Truppe aus der Hauptstadt; von hier aus trat sie den Marsch zur Nordfront an.

Bild unten:

„Die tödlichste Luftwaffe der Welt"
Diese Bezeichnung wurde dem in Los Angeles fertiggestellten Bomber zuteil. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt 380 Stundenkilometer. Er ist ausgerüstet mit 5 Maschinengewehren und hat eine Ueberdachung aus kugelsicherem Glas.

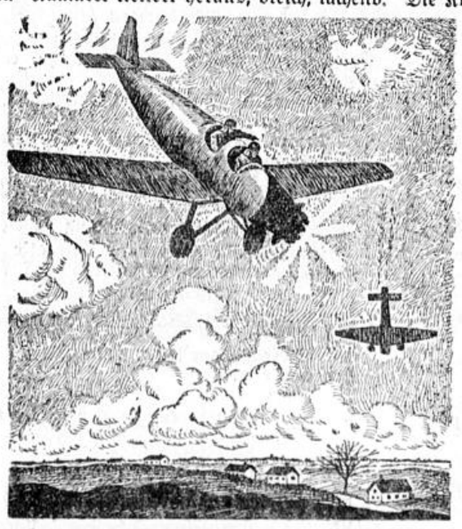
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).

Spielplatz der Jugend

Hals- und Beinbruch . . .!

Aus den Erfahrungen eines Fluglehrers

Die Schulmaschine steht startbereit. Der Flugschüler vor mir hat sich festgeschnallt, umklammert starr den „Knüppel". Der Propeller jagt uns den Wind um die Ohren. „Frei!" Langsam und holprig schaukelt die „alte Kiste" über den Platz. Allmählich kriegt sie Fahrt, löst sich vom Boden, berührt ihn noch einmal wie eine Krähe, die sich abstößt zum Flug. Jetzt schwebt sie. Immer wieder von neuem erlebt man diesen erhabenen Moment, wenn die Maschine, eben noch hart auf dem Erdboden springend und stoßend, sanft und frei im Raum entschwebt. 200 bis 300 Meter vor uns rollt ein kleiner Sporteindecker ab, steigt rasch auf — wir sind etwa 75 bis 100 Meter hoch —, klettert seitlich von uns in die Höhe, ist vielleicht noch 20—30 Meter unter uns. Da plötzlich scheint es, als bliebe er stehen, steil aufgerichtet. Was ist das? Die Antwort ist schon überholt. Er rutscht zurück, stürzt mit dem Kopf vornüber blitzschnell nach unten. Ich reiße die Maschine herum, sie stemmt sich fast senkrecht gegen den Wind. Rechts unter mir saust der Eindecker flatternd zur Erde. „Absturz!" fährt es mir durch die Glieder. Kaum 20 Meter hat er noch bis zur Erde — der Pilot Kamarek ist es —, er wird die Maschine nicht mehr abfangen können, wird zerschellt, verbrannt unter einem Trümmerhaufen begraben liegen. Ich drehe in scharfer Spirale nach unten, vielleicht daß ich ihm helfen kann, wenn noch Hilfe nötig ist. Alles nur ein Gedanke, eine Sekunde. Da — er richtet sich ein wenig auf, die Tragflächen schwanken nach links und rechts. Er haut mit dem rechten Rad auf den Boden, schlägt um auf das linke, wieder auf das rechte — die Maschine steht. Ich lande hart, nur wenige Meter neben ihm. Kamarek klettert heraus, bleich, lachend. Die Kohle



in seinem Magneten ist gebrochen. Tausend oder auch nur fünfhundert Meter hoch wäre das nicht so schlimm gewesen, er hätte im Gleitflug heruntergehen können. Jetzt, beim Start, konnte es ihn leicht das Leben kosten.

Kein Unglück, mag es noch so schauerlich sein, kann einem echten Flieger die Begeisterung nehmen. Das Gefühl, mit einem Gewicht von fünfzig oder hundert Zentnern hoch über der Erde, über Menschen und Städten hinzugleiten, ist zu erhaben. Ich entsinne mich noch, als ich nach dreißig Schulflügen zum erstenmal allein aufstieg. Allein! Allein zwischen Himmel und Erde! Härteste Proben an Herz und Nerven bleiben keinem erspart. Die am harmlosesten scheinenden Stürze sind oft die schwersten. Das Flugzeug liegt überschlagen, aber ohne Bruch auf dem Rasen — der Führer ist tot. Ein andermal ist alles nur noch ein Trümmerhaufen — der Pilot wühlt sich daraus hervor, kaum mit einer Schramme im Gesicht. — Ich hatte den ersten Looping hinter mir. Alles war gut gegangen. Ich stand auf der Erde, mir zitterten noch die Knie vor Freude und Erregung. Es ist schon ein wunderliches Gefühl, wenn man so kerzengerade zu den Wolken aufsteigt, dann plötzlich sich auf den Rücken legt, die Gurte gegen die Schultern drücken, die ganze Welt scheint sich zu überkugeln, und erst beim rasenden Fall der Maschine findet man das Gleichgewicht wieder. Wie ein Pfeil jagt sie steil zu Boden. Gas und Höhensteuer ran! Jetzt stellt sie sich wieder waagerecht, und das Weltbild ist wieder in Ordnung. Ganz so glatt geht es nicht immer. Man wird immer waghalsiger. — Ich steige von neuem zum Looping auf, zum zehnten, zwölften Male, gehe nur wenige hundert Meter hoch, drücke die Maschine mit Vollgas ein wenig nach unten, reiße sie hoch, stelle mich auf den Rücken, sause nach unten mit zurückgebeugtem Kopf, sehe die Erde dicht unter mir, gebe Vollgas, ziehe das Höhensteuer an — alles geht in Ordnung. Aber jetzt! Was ist das? Der Apparat steigt von neuem! Ich will ihn nach unten drücken, der „Knüppel" steht fest wie ein Ast, die Maschine steigt, steigt. Mein Gott, was soll ich machen? Ich drücke, reiße, stoße an dem Knüppel, er rührt sich nicht von der Stelle — die Maschine steigt. — Noch einmal mich überschlagen? Die Fahrt reicht nicht aus. Ich stehe fast senkrecht — der Apparat liegt steil in der Luft, als wäre er in den Wolken aufgehängt. Jetzt muß er zurückrutschen, nur einen Augenblick noch. Ich gebe immer noch Vollgas, ich weiß nicht warum. Da, da — da, jetzt geht er rückwärts. Fast behaglich neigt sich die Maschine vornüber, rutscht über den rechten Flügel ab — jetzt geht es mit rasender Wucht nach unten. Ganz nah die Erde — eine, zwei Sekunden noch — dann Bruch! — und alles ist vorbei — so oder so. Vollgas! Hui, wie das pfeift! Ich sehe Bäume, Erde — näher, näher — wie das wächst! Was ist das jetzt! Die Erde dreht sich, wächst, weicht aus vor mir. Wahrhaftig! Die Maschine richtet sich auf, saust haarscharf über den Boden — der Knüppel steht starr wie ein Ast — Gas weg — die Fahrt wird ruhiger — die Maschine steigt, kann nicht mehr recht — sackt wieder über den rechten Flügel ab, haut auf. Krach, fliegt die Tragfläche weg krach, krach, mehr weiß ich nicht mehr. Dann ist es totenstill. Klick, klick, ich muß mich besinnen. Wo war ich doch? War ich nicht eben noch in der Luft? Es surrt mir noch in den Ohren — wo bin ich nur, ich liege halten unbequem, der rechte Arm schmerzt. Ob ich die Augen wohl aufmache — oder habe ich das schon getan? Ich werde besser liegenbleiben — es ist wunderbar ruhig hier. Wo bin ich nur? Was ist immer dieses klick, klick?

Was sind das für Tropfen in meinem Gesicht? Weine ich denn? Und pfui!, wie das schmeckt! Benzin! Ich reiße die Augen auf — neben mir zischt und dampft es — über mir tropft der Tank. Mein Gott! Jetzt weiß ich, wo ich bin. Fort, fort! Ich zerre, wühle, arbeite mich los, krieche unter dem Trümmerhaufen vor, mein rechter Arm blutet — schlimm ist es nicht — neben mir liegt die Maschine, aber das ist keine Maschine mehr, tausend Stücke sind es, alles kaputt, bloß ich bin noch ganz.

Aufgestiegen bin ich am nächsten Tage wieder. Mit dem nächsten Looping habe ich gewartet. Und jedesmal vorher sehe ich nach, ob sich die Führung zum Höhensteuer unter dem Benzintank nicht festklemmen kann — denn dieser sonderbare Fall war es gewesen, der den Absturz hervorgerufen hatte. Aber wieviel sonderbare Fälle gibt es nicht in der Fliegerei!

(2 Zeichnungen: Krusch.)

Schnellsprechübungen

Zehnmal mindestens in einer Minute.

Es liegt ein Klötzchen Blei gleich bei Blaubeuren. In Ulm, um Ulm, um Ulm rum.

Der Kottbusser Postkutscher putzt den Postkutschkasten.

Hör', du Bub', sag' deinem Buben, daß dein Bub' meinen Buben keinen Buben mehr heißt, denn mein Bub' leid't 's nicht von deinem Buben, daß dein Bub' meinen Buben einen Buben heißt.

Mei' Mutter hat a Mililadl und a Makaroninudelladl a. (Müncherisch.)

Kimma tut er, ob er aber über Ober- oder über Unterammergau, oder über Ober- oder Unterau kimmt, sell woas i nit! (Oberbayrisch.)

Leise craeteran. — (Leise kräht der Hahn.)
Cufortis stalleris. — (Kuh fort ist, Stall leer ist.)
Mäteraff auchen. — (Mäht der Aff' auch Heu.)
Distingwendum. — (Dies Ding wend' um.)

Alasser siasmus lachsasie. — (Aal aß er, sie aß Muß, Lachs aß sie.)

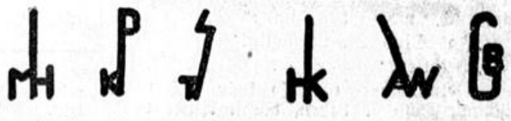
Was ist paradox?

Paradox ist:

wenn ein Schornsteinfeger einem etwas weismachen will,
wenn jemand in Essen an Appetitlosigkeit leidet,
wenn ein Kaufmann in Geldern pleite geht,
wenn jemand in Gießen auf dem Trockenen sitzt,
wenn ein Tauber weiß, wieviel es geschlagen hat,
wenn ein dickfelliger Herr eine empfindliche Haut hat,
wenn jemand auf einem Aussichtsturm zur Einsicht kommt,

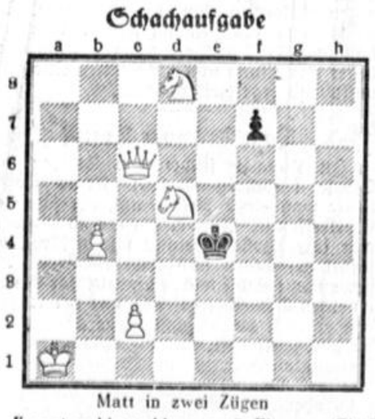
Neue Namenszeichen auf alte Art

Namenszüge, auch „Monogramme" genannt, die die Anfangsbuchstaben unseres Namens darstellen, werden leider allzusehr nach einem modischen Schema entworfen, und selten taucht eine neue Form auf, die sich bemerkbar macht.



Wessen Wunsch es nun ist, seinen Namenszug besonders persönlich darzustellen, der wird sich bemühen, eine ungewöhnliche Form für diese Buchstabenzusammenstellung zu finden. Sie muß lesbar sein und doch eigenartig, schön, aber nicht verkünstelt. Ich schlage euch vor, seht euch einmal die alten deutschen Hausmarken an, kennzeichnende Formen in Runenart, und versucht, unter Anschluß an diesen Stil, einmal euren Namenszug selbst zu gestalten. Anbei ein paar Vorbilder, die von Mar Hoppe, Kurt Puttkammer, Timm Stoewer, Hilde Klein Anni Wilke und Rika Gruber entworfen wurden.

Schachaufgabe



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: 8 Figuren. Weiß (6 Figuren): König a1, Dame c6, Springer d5, d8, Bauer b4, c2. — Schwarz (2 Figuren): König e4, Bauer f7.

Buchstabenversetzung.

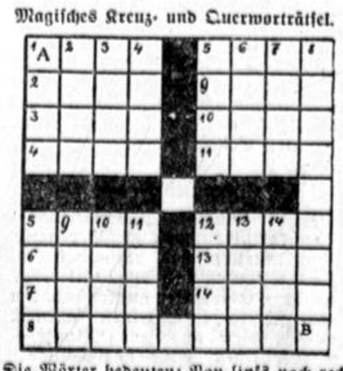
Aus den nachstehend vermerkten Buchstaben sind die daneben vermerkten Wörter zu bilden. Deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben alsdann eine insbesondere sommerliche Naturerscheinung.

c e e h i l n w	Geringer Zeitraum
e e i l r t z	Fisch
a e j k r t t	Fähre
c c h h i s t t u	Haushaltungsgegenstand
a c e i n p	Stadt in Frankreich
a e l o r u u	Rollvorhang
e e j k l o v	Blume

Rätselnovelette.

Vom Arzt war mir 1 2 3 4 5 6 7 8 9 verordnet, und doch wäre ich in diesem Jahr mit meiner Frau 3 2 6 7 lieber zur 1 4 2 nach 7 4 3 gegangen. Mit 7 8 9 und 1 2 7 8 9 bekam ich meine Frau denn auch nur dazu, mit mir zu gehen. Am Ort unserer Bestimmung nahmen wir öfter einen 6 7 8 9 3 6 und fuhren mit meiner Schwester 9 7 6 6 7, die einen 1 2 7 6 5 im 9 7 7 2 trug, spazieren. Dennoch langweilte sich meine Frau sehr und sann auf 2 7 8 9 3. Ich bemerkte dies und versprach ihr, später mit ihr noch nach 7 4 3 zu gehen. Dafür bekam ich von meiner Frau einen schönen 2 7 6 5 3 6, den ich für den Aufenthalt im 9 7 2 5 haben wollte.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Graupe aus Palmenmark, 2. Fluß in der Schweiz, 3. Kohlenstaub, 4. Draht- oder Zwirnschlinge, 5a. asiatisches Land, 5b ägyptische Gottheit, 6. Blume, 7. Geburtsstand, 8. bösartiges Geschwür, 9. Salzart, 10. Nebenfluß der Elbe, 11. Industrieort in Oberfranken, 12. Hebevorrichtung, 13. Kleidungsstück, 14. Name von Flüssen. — Die Diagonale A—B nennt ein beliebtes Erzeugnis der Kochkunst.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel.

ar — be — da — e — kon — lak — ma
mit — por — re — tau — tor — tu

Aus vorstehenden Silben bilde man Wörter mit folgenden Bedeutungen:

1. Pflanze .....
2. Berühmte Flotte .....
3. Geschäftsraum .....
4. Einsam Lebender .....
5. Vogel .....

Die Anfangs- und Endbuchstaben benennen je etwas, was jeder gern empfängt.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: c2 — c4.

Schlägt nun Schwarz en Passent mit b-Bauer oder d-Bauer, dann erfolgt mit Springer b5—c3 matt, da der Abzug nicht möglich ist wegen dem Turm a4.

Alle anderen Versuche von Schwarz scheitern an der weißen Dame, dem Turm oder dem Springer.

Scharade:

Allein.

Ordnungsrätsel:

Gemüsegarten.

Silbenrätsel:

1. Dortmund, 2. Eiger, 3. Marne, 4. Gulasch, 5. Elev, 6. Nervi, 7. Unke, 8. Epos, 9. Gesicht, 10. Sirach, 11. Arrac, 12. Meltau, 13. Elsa, 14. Niger. — „Dem Genügsamen raucht sein Herd!"

Problem „Reise".

Man liest auf dem Plakat von oben nach unten in den Ortsnamen die durch die daneben stehenden Zahlen angedeuteten Buchstaben und erhält dann: „Andre Völker, andre Sitten".

Kreuzwort-Silbenrätsel:

Von links nach rechts: 1 Religion, 4 Oleander, 7 Mine, 8 Tagore, 9 Rama, 10 Urt, 11 Ara, 12 Zetet, 14 Orade, 16 Mole, 17 Remise, 18 Garage, 19 Gazelle, 21 Melodrama, 22 Osteria, 24 Regie, 25 Livorno, 26 Umbra, 27 Joel, 28 Rega. — Von oben nach unten: 1 Reminiszere, 2 Lime, 3 Ontario, 4 Oreade, 5 Anna, 6 Dermatologe, 13 Terminologie, 15 Rapunzel, 16 Moratorium, 19 Gamaliel, 20 Leonore, 21 Meredith, 23 Abraham.

Denksportaufgabe.

Daß der Schwiegersohn jetzt 6 Millionen einnimmt und später 15½ Millionen, daß sich also sein Einkommen weit mehr als verdoppeln würde.

Von Spielern und Spießern

Von Joe Hans Rösler.

Eine sehr vornehme Dame ging in ein sehr vornehmes Irrenhaus. Als sie den Chefarzt verließ und allein durch die Anlagen zum Tor schritt, trat plötzlich ein eleganter Herr auf sie zu.

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen erweisen, gnädige Frau?"

„Gern."

„Geben Sie diesen Brief bitte meinem Anwalt. Ich wurde durch Intrige hier eingeliefert, Familienstreitigkeiten haben mitgespielt, jetzt werde ich gegen meinen Willen hier festgehalten. Sie sehen ja selbst, gnädige Frau, daß ich vollkommen gesund und normal bin."

Die Dame versprach es, zumal der Fremde tatsächlich einen völlig gesunden Eindruck machte. Der Herr dankte ihr in höflichen Worten, grüßte, und die Dame ging weiter.

Aber kaum war sie zehn Schritte entfernt, bekam sie plötzlich einen furchtbaren Tritt mit dem Fuß hinten hinein. Sie schaute sich erschrocken um. — Der Herr von vorhin stand hinter ihr und lächelte höflich und sagte:

„Ich wollte Sie nur noch einmal daran erinnern, gnädige Frau — nicht vergessen — nicht vergessen!"

*

Briemel besucht die Familie Dobs. Dobsens bewohnen ein kleines Gartenhaus am Wasser. Vor dem Garten hing ein Schild:

„Achtung auf den Hund!"

Briemel blieb stehen. Traute sich nicht hineinzugehen.

Klingelte. Wartete. Klingelte nochmals. Nichts rührte sich. Auch der Hund bellte nicht.

Briemel öffnete ängstlich die Gartentür. Schlich durch den Vorgarten. Schielte hinter jeden Baum. Wegen des Hundes. Endlich war er an der Haustür. Dort hängt wieder ein Schild:

„Achtung auf den Hund!"

Die Haustür ist angelehnt. Briemel steckt den Kopf durch. Guckt und guckt. Macht Humm. Pocht auf die Klinke. Scharrt mit dem Fuß. Aber kein Hund bellt.

Da steigt Briemel zum ersten Stock.

Vor der Wohnung hängt wieder das Schild, ganz groß:

„Achtung auf den Hund!"

Briemel klingelt. Dobs öffnet:

„Herzlich willkommen!"

„Einen Augenblick", steht Briemel ängstlich, „wo ist der Hund?"

„Ja. Sind Sie vorsichtig!"

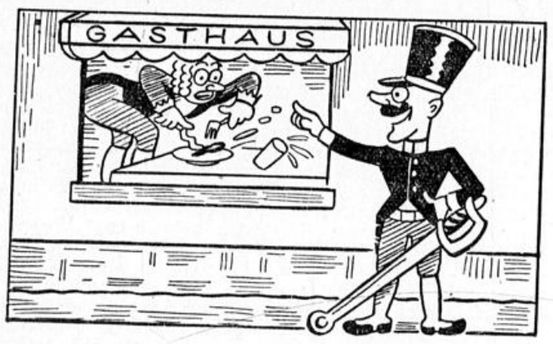
„Beißt er?"

„Nein. Aber er ist so klein, daß wir überall Schilder haben, damit keiner den Hund tottritt."

Jederzeit hilfsbereit!

„Hier, junger Mann, trinken Sie zuerst mal dieses Glas Wasser.

„Darf ich deine Nägel etwas schärfen, ehrwürdiger Fakir?"



„Heda! Soll ich Ihnen das Fleisch schneiden?"

„Wenn Sie an den Koffer nicht heranreichen, helfe ich Ihnen gern, kleines Fräulein."

„Mein Hut — lieber Freund, halten Sie meinen Hut!"

„Warten Sie nur, den kriegen wir schon!"

Zeichnung: Krusch

Geduld

Der berühmte Dermatologe Lassar erhielt eines Tages den Besuch eines Patienten, der an einem unerklärlichen und geradezu katastrophalen Haarschwund litt. Lassar, der eine selten ausgedehnte Praxis hatte, konnte sich naturgemäß nicht sogleich mit dem einzelnen so minutiös beschäftigen, deshalb übergab er ihm nach flüchtiger Untersuchung zunächst ein Rezept für eine Medizin, nach deren Anwendung sich der Mann nach drei Wochen wieder vorstellen sollte. „Ja, aber Herr Professor", meinte der Patient enttäuscht, „ich wohne ja gar nicht hier, und wegen dieser Haaranaelegenheit alle drei Wochen oder gar noch öfter nach Berlin zu kommen, ist mir einfach nach verschiedenen Richtungen hin nicht möglich."

„Nun, nun", tröstete Lassar, „das kann man ändern, Sie brauchen nämlich nur immer eine Probe Ihrer Haare schicken, die ich dann mikroskopisch untersuche und Ihnen den Befund alsdann auf schriftlichem Wege nach Ihrem Domizil schicke. „Anders wird es nicht zu machen sein, und ich finde, so wäre es ganz gut."

Der Patient war natürlich einverstanden; er schickte nach Anwendung der Vorschrift immer eine Probe seines nur noch spärlichen Haares, bekam dann von Lassar ein neues Rezept über alle möglichen Heilmittel, schickte wieder Haare, bekam wieder ein Rezept und so weiter.

Schließlich erhielt Lassar wieder ein Briefchen mit der üblichen Probe, die er wieder zu den übrigen legte. Der Begleitbrief hierzu lautete nun folgendermaßen:

Anbei erlaube ich mir, Herrn Professor Lassar eine kleine Probe meines erkrankten Haares zu senden. Ich muß aber leider hinzufügen, daß ich die Sendungen nicht mehr fortsetzen kann, denn es sind meine letzten Haare." M. S.

*

Rücksichtslos.

Frau: „Ich bin wütend! Gestern schenkte mir mein Mann eine Karte zu einem Vortrag —"

Freundin: „Das ist doch kein Grund, um wütend zu sein?"

Frau: „So? Kein Grund? — Auch dann nicht, wenn der Vortrag das Thema behandelt: Wenn Frauen altern?"

*

Verblüffende Wirkung.

Kunde: „Sie garantieren mir also, daß dieses Haarwuchsmittel wirklich gut ist?"

Drogist: „Und ob es gut ist! Hat doch da neulich ein Kunde von mir den Kork mit den Zähnen aus der Flasche gezogen — und vierzehn Tage später hatte er den schönsten Vollbart!"

*

Das verkannte Herz.

„Ach Liebling, was hast du doch ein hartes Herz!"

„Wat heeßt hier hartes Herz; det ist doch nur mein Zigarettenetui!"

Wald Feld und Heide

Wie Elefanten sterben

Es ist allgemein bekannt, daß es kaum möglich ist, einen toten Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Nun berichtet in den „Times" ein hervorragender Kenner des afrikanischen Urwaldes, Sir William Gowers, der Gouverneur von Britisch-Uganda, über das seltene Erlebnis, einen toten Elefanten gesehen zu haben. Er glaubte zuerst, der betreffende Elefant sei am Leben, nur bei näherer Besichtigung stellte es sich heraus, daß es sich um ein totes Tier handelte. Es war ein sehr alter Elefant von imposanter Größe; Stoßzähne hatte er nicht mehr. Eine Schußwunde war an seinem Körper nicht zu entdecken; der Mangel der Stoßzähne schließt es von vornherein aus, daß ein europäischer Jäger dieses Tier erlegt hätte, und auch eine Jagd der Eingeborenen kommt nicht in Betracht. Der Fall ist ein äußerst seltener. Es hat sich sowohl unter den Europäern, als auch unter den Eingeborenen der Glaube befestigt, daß die Elefanten ihre Toten begraben; in Schriften über Afrika begegnet man oft der Fabel über „Friedhöfe der Elefanten". Es gibt manche Umstände, die für diesen Glauben sprechen. Schon der Umstand, daß man Überreste von toten Elefanten so äußerst selten entdeckt, spricht für diese Erklärung. Es ist wahr, daß auch die Körper kleinerer Tiere rasch verschwinden. Sie werden aber von Hyänen aufgefressen. Nicht einmal im hohen Gras oder in dichtem Wald kann man die Überreste eines toten Elefanten finden. Dennoch verweist Sir William Gowers den Glauben an die „Friedhöfe der Elefanten" ins Land der Fabel. Er hat seine eigene Erklärung. Der Elefant, dieses weise Tier, führt Sir William aus, liebt besonders das Wasser. Wenn er von Krankheit und Schwäche heimgesucht wird, steigert sich sein Verlangen nach dem kühlen Element in noch höherem Maße. Täglich mehrmals sucht er Flüsse und Teiche auf, um sich im Wasser zu erfrischen. Und so ereilt ihn gewöhnlich ein milder Tod: zu schwach, um das Ufer zu erklettern, entschlummert er sanft in der Umarmung der Wellen. Die Sage der „Elefantenfriedhöfe" mag ihren Ursprung ausgetrockneten Teichen und Morästen verdanken, in denen sich die Gebeine und Stoßzähne toter Elefanten jahrelang angesammelt hatten. Wenn die Ausführungen Sir William Gowers das Problem des Verschwindens toter Elefanten wirklich lösen, so werfen sie ein neues, nicht unwichtiges Problem auf, die Frage nämlich, wie das Elfenbein, das auf solche Weise auf den Grund afrikanischer Flüsse und Teiche zentnerweise liegen muß, zutage gefördert werden könnte. Sir William selbst erwartet von den Arbeiten, die in Zusammenhang mit der Errichtung eines neuen Staudammes im Weißen Nil in naher Zukunft ausgeführt werden, neue Ergebnisse, die seine Theorie bestätigen sollen.

Urmenschen als Jagdkünstler

Die kleinen Steinsplitter, die die Vorgeschichte als Pfeilspitzen erkannt hat, erscheinen uns so schwache und unwirksame Waffen, daß wir uns kaum vorstellen können, wie der Urmensch mit ihnen gejagt und große Tiere erlegt hat. Auch heute noch beobachten wir an Völkern, die auf sehr niedriger Kulturstufe stehen, wie z. B. den Weddas, daß sie mit ihren winzigen Pfeilspitzen aus Stein sogar Elefanten erlegen. Die größten Tiere werden durch geschickt angebrachte Lungenschüsse getötet, während kleineren Tieren der Pfeil durch und durch gejagt wird. Die Weddas legen sich dabei auf den Rücken, halten den Bogen mit den Füßen und spannen mit beiden Händen die Sehne, so daß das Geschoß dadurch eine große Kraft erhält.

Die überaus große Wirksamkeit seiner kleinen steinernen Pfeilspitzen wird durch verschiedene interessante Funde erwiesen. So fand man auf der dänischen Insel Fünen ein Skelett von einem Auerochsen, in dessen Rippen kleine steinerne Pfeilspitzen abgebrochen waren. Der Jäger aus der jüngeren Steinzeit war also imstande gewesen, mit dem Pfeil das dichte Fell des Tieres zu durchdringen; dabei hatte er sich sogenannter querschneidiger Spitzen bedient, deren wirksames Ende eine Langkante bildet, also eines Geschosses, das uns besonders ungeeignet erscheint. Die Wirkung mag vielfach noch durch Pfeilgifte erhöht worden sein, obgleich sich dafür keine unmittelbaren Belege finden.

Freund Frost

Von der Pflanzen- und Tierwelt wird vielfach der Frost weit weniger gefürchtet als von den Menschen, deshalb vor allem, weil sich Pflanzen und Tiere viel besser den klimatischen Eigenarten angepaßt haben als der Mensch. Ja, in einzelnen Fällen ist der Frost für diese und jene Pflanze sogar Lebensbedürfnis. Eine hochwichtige Entdeckung auf diesem Gebiet ist unlängst einem bekannten deutschen Botaniker durch einen bloßen Zufall geglückt. Der Botaniker hatte eine größere Menge von Sonnentaupflanzen gesammelt, die bekanntlich hauptsächlich in moorreichen Gegenden zu finden sind. Zu Hause angekommen, hatte der Gelehrte versehentlich eine der Tüten, in die er den Sonnentau gefüllt hatte, unter einer Bank vor seiner Villa liegen lassen. Einige Zeit später machte der Botaniker die eigenartige Wahrnehmung, daß den Sonnentaupflanzen, die er in seine Behausung genommen hatte, jede Keimfähigkeit fehlte, dagegen befanden sich die Pflanzen, die wochenlang draußen im Freien dem unbändigen Frost ausgesetzt waren, in denkbar bester Verfassung und entwickelten eine ganz auffallend rege Keimtätigkeit.

Vom Fell zum Anzug

In Kanada findet das Scheren der Schafe frühmorgens statt. Eines Tages stellte man einen Rekord auf, der kaum zu übertreffen ist. In weniger als 30 Minuten war ihre Wolle gereinigt und gefärbt, die sofort gesponnen und gewebt wurde. Der gewonnene Stoff wurde unmittelbar darauf an einen Schneider geschickt, und der Anzug, den er noch am gleichen Tage daraus anfertigte, wurde mit einem Flugzeug nach der Nationalausstellung in Quebec gebracht. Als der Gouverneur ihn anzog, war es 6.45 abends. Das Garderobenstück hatte also vom Schaf zum Träger nur eine Zeit von 13½ Stunden gebraucht ...

Der Hund als Lebensretter

Ein Häusler in Jütland war in einer Sandgrube beschäftigt. Plötzlich stürzten Sandmassen nieder, die den Arbeiter begruben. Nur ein Teil des Gesichts lag frei. Sein Hund begann, als er sah, daß sein Herr verschüttet war, den Sand fortzuscharren, um ihn zu befreien. In kurzer Zeit gelang es dem treuen Tier, den Kopf und den Arm des Verschütteten freizulegen. Der Verunglückte hatte inzwischen das Bewußtsein verloren. Das Bellen des Hundes wurde jedoch von einem Knaben gehört, der Hilfe herbeiholte, so daß eine Rettung des Häuslers möglich war.